

Postverlagsort München Ausgabe  
**ZB**  
**ILLUSTRIERTE**



ROMY SCHNEIDER

Foto: Herzog-Film

Menschen unter der Lupe • Front-  
geschehen — ferngesehen • Über-  
schallgeschwindigkeit im Windkanal

*Den Lesern des ZB  
herzliche Grüße  
Romy Schneider*



# Frontgeschehen - ferngesehen



**Gespannt blickt der TV-Soldat** durch den Sucher seiner „Videcon“. Gleich ist sie „schußbereit“. Einen Augenblick später, und die Aufnahmen erscheinen auf den Bildschirmen der Hauptgefechtsstände. Über ein 75-Meter-Kabel ist die Fernsehkamera mit einem Kraftwagen verbunden. Von hier aus wird das Bild drahtlos bis zur 40 km zurückliegenden technischen Vorhut gesendet, die es an die Kommandeure vermittelt.

**Fernsehkamera an die Front . . .** Mit dem „Tele-Scout“ verfolgen Kameramann und Sprecher eine Infanteriepatrouille. Über den Rücken des TV-Soldaten geht das Bild ebenfalls drahtlos weiter. 800 Meter zurück wartet die Relaisstation.



auf den Bildschirm ihres „Empfängers“ blickend?

Es ist feucht in der Waldniederung, feucht und neblig. Aus den Nebelschwaden tauchen Panzer auf. Vier, fünf, sechs massige Ungetüme. Die Stahlkolosse schieben die Infanteristen schwärmen aus, gehen in Deckung. Nur einer bleibt stehen, wischt sich umständlich die Stirn: Sergeant Brown. Nun hebt er die Hand, winkt: „Übung beendet!“

Im Gefechtsstand, 40 Kilometer rückwärts, macht es „klack“. Leutnant Forrester hat das Fernsehgerät abgeschaltet. „Tja, meine Herren, Sie sehen: Kriege werden in Zukunft am Mischpult gesteuert . . .“, sagt er.

„Die Generale werden's bald leichter haben“, meint einer der Gäste. Die in Deutschland stationierte 7. US-Army hat Fachleute und Journalisten zu einer Militärübung eingeladen.

„Direktsendungen aus dem Schützengraben! Die Experten werden gucken“, behauptet ein anderer.

Der temperamentvolle junge Offizier lacht. „Bestimmt werden sie gucken, in den Bildschirm nämlich. Aber wissen Sie, die Entwicklung war vorauszusehen . . .“

\*

In der Tat, das „magische Auge“ der Fernsehkamera, erobert die Welt! In einem bisher noch nie erlebten Tempo ist sie in die Bereiche des täglichen Lebens gedrungen. Sitzen nicht Hunderttausende allabendlich vor ihren Geräten, gebannt

aber auf den Bildschirm ihres „Empfängers“ blickend? \* Aber außer den offiziellen Programmen der großen Sender rollen täglich fast unzählige weitere „Fernsehprogramme“ ab, unbeobachtet von der breiten Öffentlichkeit: In manchen Großstädten steuert und regelt die Polizei den Verkehr mit Hilfe von „Television“, wie die Amerikaner sagen. Große Firmen lassen ihre Betriebe, ihre Kaufhäuser und Selbstbedienungsläden von „Fernaugen“ überwachen. Sogar für die Werbung wird das Fernsehen eingesetzt. Tiefseeforscher erstrahlen es die Geheimnisse der Meerestiefen. Kurzum, das „Kino im Hause“ steht im Begriff, sich unentbehrlich zu machen.

Aber die Vorteile des Fernsehens sollen nicht auf den zivilen Sektor beschränkt bleiben. Die Militärs versprechen sich einen lohnenden Einsatz auch für den „Kriegspfad“.

Bis zum Dezember 1958 schon werden alle Einheiten der amerikanischen Armee mit Tele-Scout, einer hochmodernen Handkamera, ausgerüstet. Mit ihr können die TV-Soldaten (Television-Soldaten) — besonders ausgebildete Spezialisten — Kampfhandlungen in der vordersten „Frontlinie“ aufnehmen. Über einen kleinen Sender, den sie auf dem Rücken tragen, geht das Bild drahtlos zur Relaisstation, die auf einen Jeep montiert ist. Von diesem Auto aus wird über einen weiter entfernt haltenden Aufnahmewagen die Verbindung zu den rückwärtigen Gefechtsständen unterhalten.

## GENERALE



**Die Relaisstation** wird bei dieser neuen Art der Fernsehübertragung nicht ohne besonderen Grund auf einen Jeep montiert. Der wendige und geländegängige Wagen erfüllt die schwierigsten Anforderungen, auch in unwegsamem Gelände, immer gewachsen und hat sich sehr gut bewährt.



**Televisions-Soldaten — so werden die Männer genannt, die in der US-Army mit der Fernsehkamera in der Hand Dienst tun. Mit Sender und Aufnahmegerät bepackt, wird man ihnen in Zukunft an den Brennpunkten kriegerischen Geschehens begegnen.**

Jeder Kameramann hat einen Begleiter, den sogenannten Sprecher. Dessen Aufgabe ist es, die „eingefangenen“ Szenen über Sprechfunk zu erläutern und zugleich Befehle für den Kameramann entgegenzunehmen.

Ein zweites, anders ausgebautes und organisiertes Verfahren wird „Videcon“ genannt. Diesmal ist die Fernsehkamera über ein 75-Meter-Kabel mit einem Jeep verbunden. Von hier aus wird das Bild drahtlos zur technischen Vorhut „weitergereicht“. Sie darf bis zu 40 Kilometer zurückliegen und leitet das Frontgeschehen an die Hauptgefechtsstände weiter.

Übrigens wird das „Videcon“-Verfahren auch für die Luftaufklärung verwendet. Die Flugzeuge sind mit jeweils zwei Kameras ausgerüstet, die das Bild über einen Sender an die Bodenstation weitergeben. Bis zu 20 Kilometer Entfernung kann sie sicher empfangen.

Na, und in den Gefechts- und Hauptgefechtsständen sitzen dann Generale und andere Offiziere vor den Empfängern, verfolgen gespannt die Kampfhandlungen und stellen ihre Einsatzbefehle darauf ab.

**Auch im Kompaniegefechtsstand** erscheinen auf dem Bildschirm eines Fernsehempfängers die Direktaufnahmen aus den vordersten Linien. Ein Sprecher, der jedem Kameramann beigegeben ist, erläutert das Bild. Nicht nur die Generale, auch die Kompanieführer treffen auf Grund der gesendeten Fernsehberichte ihre weiteren Entscheidungen.



# AM BILDSCHIRM

**Wer will unter die TV-Soldaten?  
Fernsehkameras im Fronteinsatz**



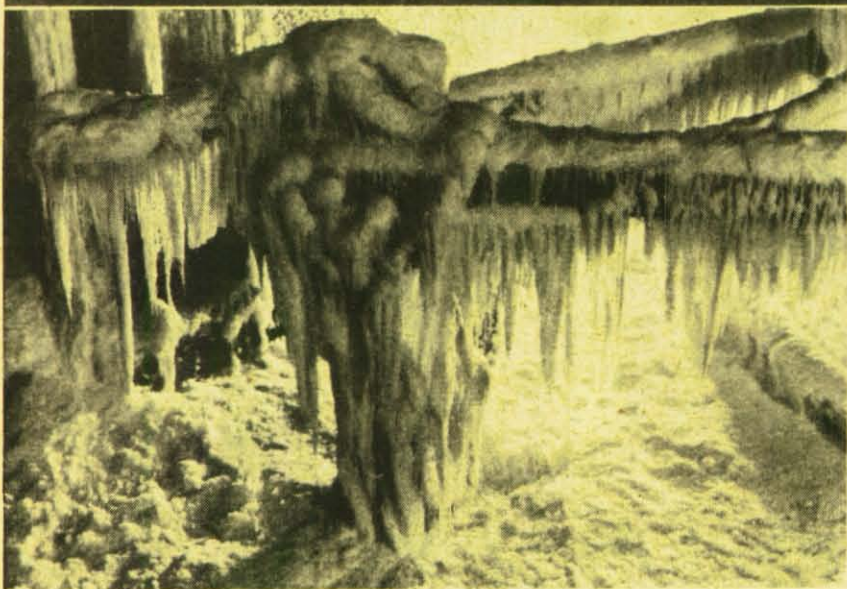
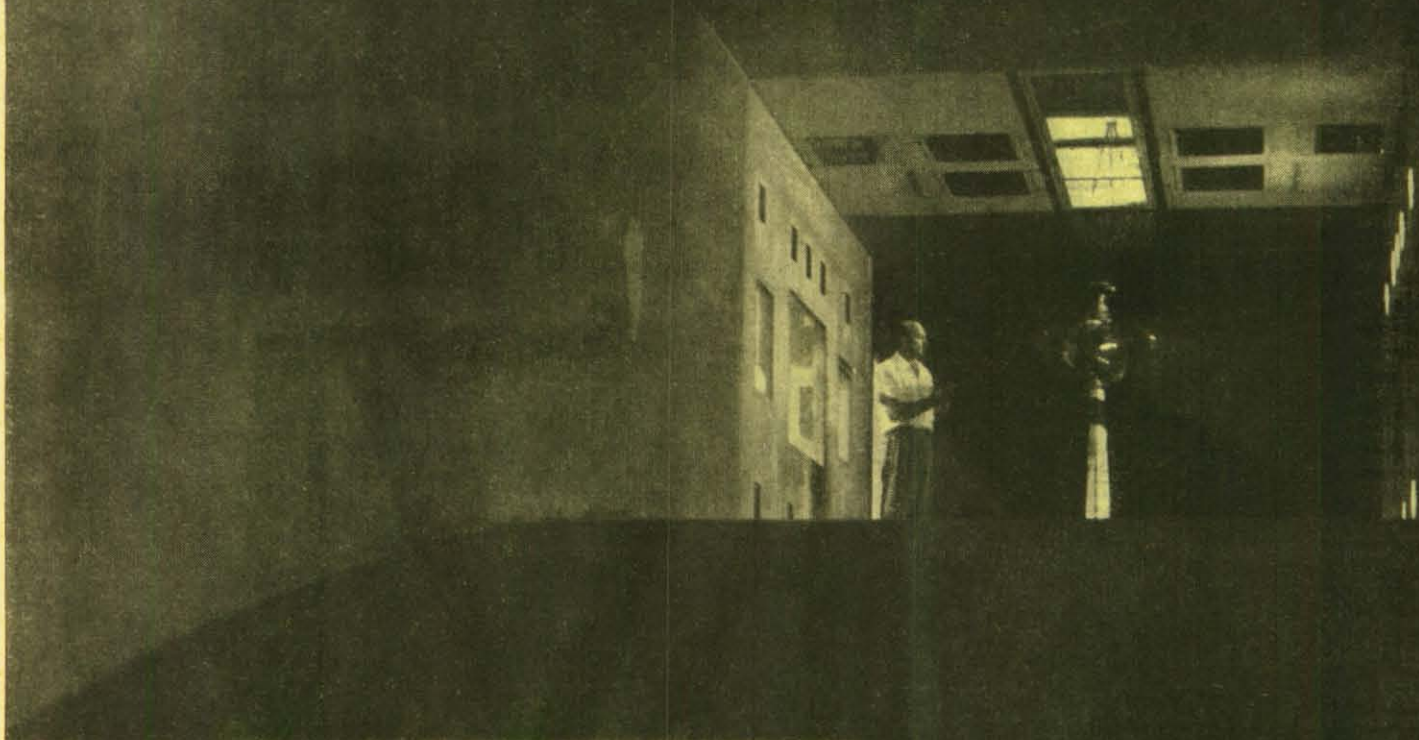
**Spezialist für Luftaufklärung** ist der Soldat an dieser Kamera. Er „schießt“ mit einer „Videcon“ von einem L-20-Hochdecker der US-Army aus. Die Flugzeuge sind mit zwei Kameras (eine für vertikale, die andere für horizontale Aufnahmen) ausgestattet. Der Sender befindet sich auch an Bord der Maschine. Die Bodenstation, die die Aufnahmen empfängt, kann bis zu 20 km von den Fliegern entfernt liegen. Die Fernsehaufklärung aus der Luft dürfte den Truppenführern zukünftig oft besonders wertvolle Einblicke in feindliches Gebiet vermitteln.



**Bei den Divisionen** werden im Ernstfall die Generale und die Offiziere ihrer Stäbe erwartungsvoll vor den Fernsehapparaten sitzen. Dank der Direktübertragung der Frontberichte spiegeln sich in den Bildschirmen das kriegerische Geschehen selbst der vordersten Linien in nicht mehr zu übertreffender Genauigkeit. Den Offizieren wird es in Zukunft möglich sein, den Verlauf der Operationen und die Ereignisse an den verschiedenen Frontabschnitten gleichzeitig zu verfolgen und ihre Einsatzbefehle darauf abzustellen.



# WINDKANÄLE



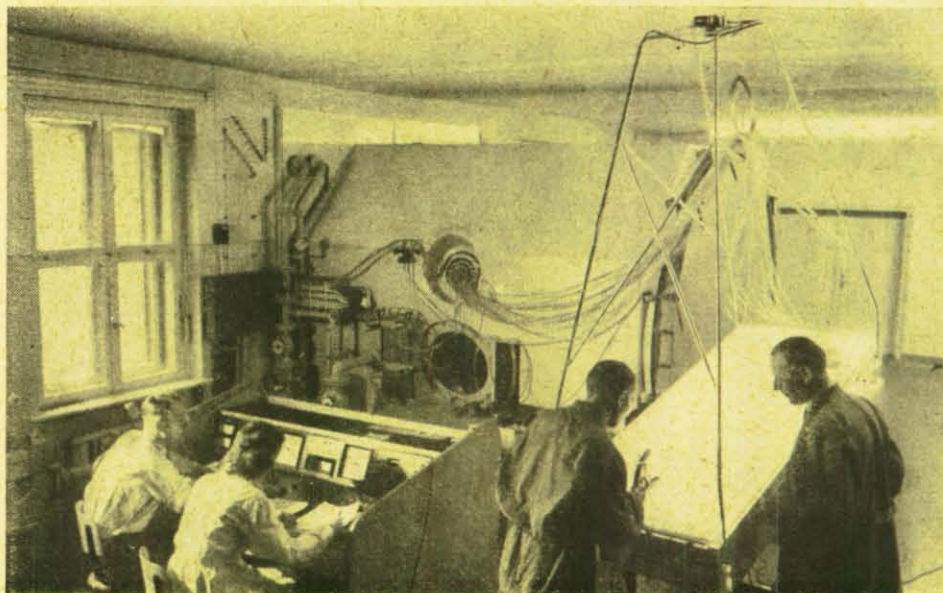
*Eine bizarre Eishöhle irgendwo im Hohen Norden? Nein, nur der Windkanal einer amerikanischen Forschungsstation. Hier werden die gefürchteten Schneestürme, die „Blizzards“, künstlich entfacht, um die Lebensbedingungen im ewigen Eis zu testen.*



*Mensch und Material sind in den Polargebieten größten Anforderungen ausgesetzt und müssen deshalb vorher in Versuchskammern unter arktischen Bedingungen getestet werden. Nur so können sie später den ungewohnten Verhältnissen gerecht werden. Dieser Mann in besonderer Schutzkleidung beobachtet eine Schalltafel, die einem mit aller Wucht dahinbrausenden, künstlichen „Blizzard“ eine Zeitlang standhalten mußte.*

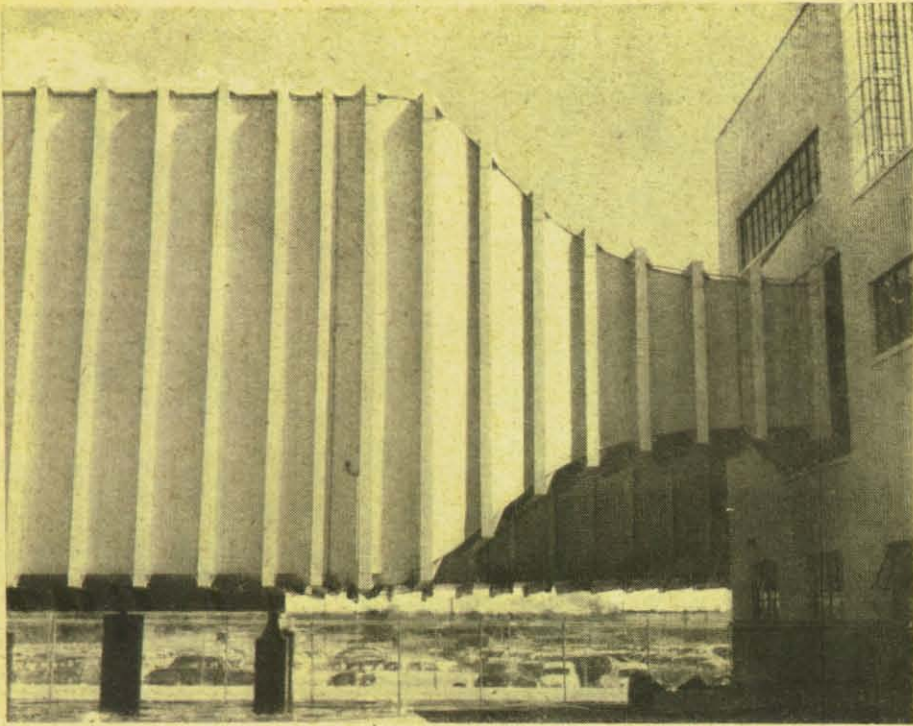
Welcher Passant würde diesen Mauern von außen ansehen, daß hier Druckverhältnisse geschaffen werden, wie sie in der Stratosphäre herrschen? Wer würde vermuten, daß hier, wenige Schritte von einer Hauptverkehrsstraße entfernt, eisige Polarstürme mit furchtbarer Gewalt toben? Die grimmige Kälte wird künstlich in diesem Windkanal einer amerikanischen Forschungsanstalt in Missouri erzeugt. Im Hintergrund ein Flugzeugteil, das beim nächsten Versuch getestet werden soll. In der Decke und auch in den Seitenwänden befinden sich Fenster, um jede Phase des Versuchs beobachten zu können.

## STÜRME MIT ÜBERSCHALL



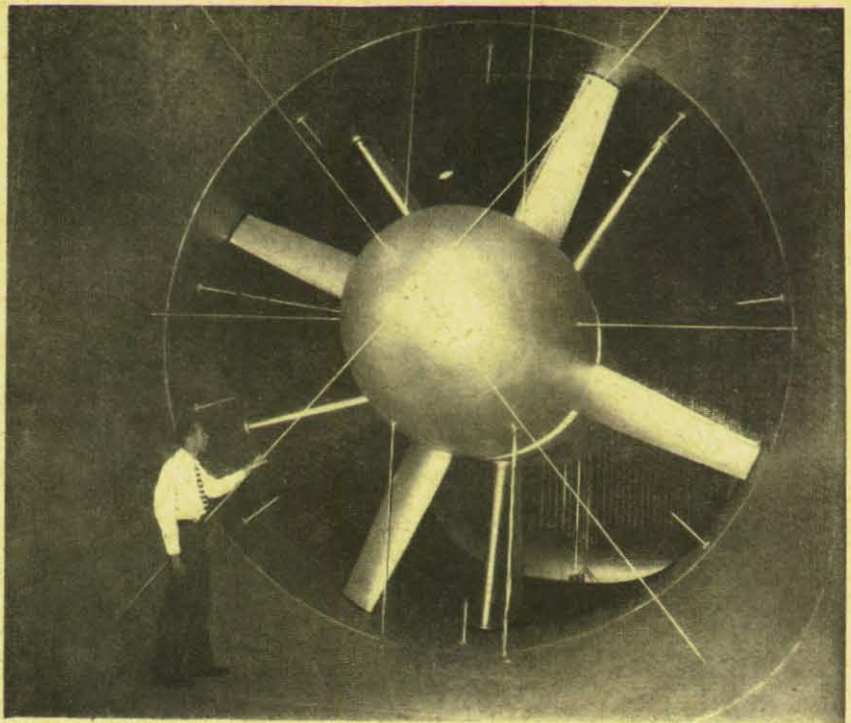
*Das Kommando-Pult des Windkanals (links), von dem aus alle Vorgänge gesteuert werden. Rechts das Vielfach-Manometer, dessen Meßergebnisse fotografisch festgehalten werden. Bei diesem Versuch geht es darum, das Verhalten der Turbinenschaufeln beim Überschreiten der Schallgeschwindigkeit zu testen. Die an dem Rahmen über dem Meßgerät angebrachte Kamera wird vom Kommandopult aus betätigt. Die Auswertung der Fotos ist eine Kunst.*





**Wie eine Ziehharmonika** wirkt dieser riesige Windkanal, der zu einer amerikanischen Forschungsstation in New Jersey gehört. Aber er kann keineswegs wie das Musikinstrument zusammengeklappt werden, denn er besteht aus einer sehr massiven Stahlkonstruktion. Schließlich hat er allerhand auszuhalten, wenn die Luft ihn mit Überschallgeschwindigkeit durchfliegt. Ein 175 PS-Motor treibt einen sechs Meter hohen Ventilator, der die Luft um zwei Ecken dreht, bevor sie den Tunnelmund erreicht und in den eigentlichen Windkanal einströmt. Während der Versuche im Windkanal wird der Stahlkoloß von außen unaufhörlich mit eisgekühltem Wasser besprüht, um die große Hitze abzuschwächen, die durch die Reibung der hineingepressten Luft an den Stahlwänden entsteht. In dem Gebäude rechts werden die Versuchsergebnisse dann ausgewertet.

**Im größten Windkanal** der Bundesrepublik. Dieses Wunderwerk der Technik befindet sich im Institut für Aeronautik in Braunschweig-Waggum. Nach einer Bauzeit von fast drei Jahren wurde er vor einiger Zeit in Betrieb genommen. Es handelt sich um einen Hochgeschwindigkeitsgitterwindkanal, mit dem Strömungen innerhalb von Strahltriebwerken, Turbinen und Kompressoren erforscht werden. Bei der immer häufigeren Verwendung von Strahltriebwerken für den Flugzeugbau kommt diesem Forschungsweig eine ständig wachsende Bedeutung zu. Aber auch bei der Weiterentwicklung der Dampfturbinen sowie für die Grundlagenforschung ist die Anlage von Wichtigkeit. Die deutsche Forschungsgemeinschaft finanzierte dieses Unternehmen.

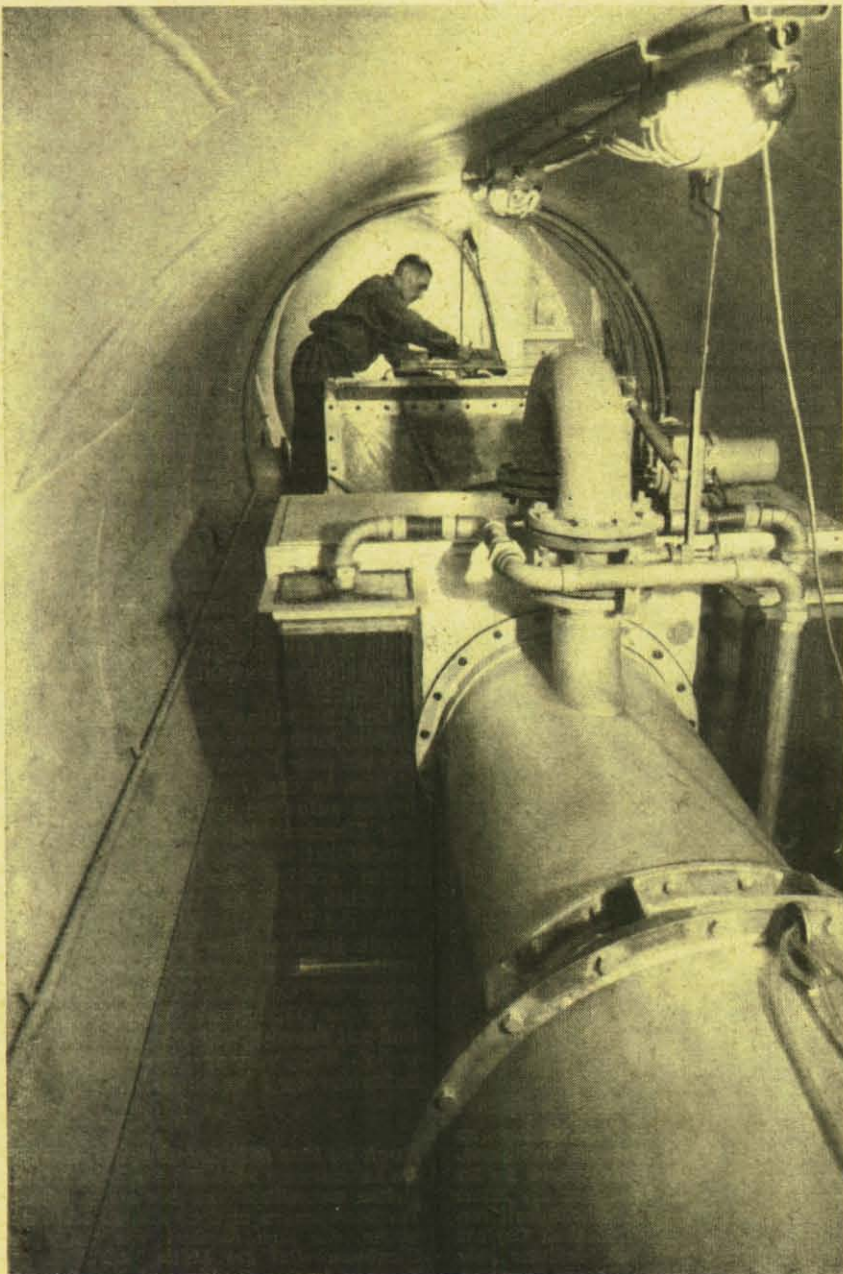


**Dieser große Ventilator** treibt die Luft in den Windkanal. Er besteht aus einer Halbkugel mit vier Flügeln. Die Geschwindigkeit kann beliebig und den einzelnen Versuchen entsprechend variiert werden.

**Die letzte Vorbereitung:** Die Kamera über dem Vielfachmanometer wird eingestellt. Oberhalb der Kamera ist die Auslösevorrichtung deutlich zu erkennen, die elektromagnetisch und sehr präzise arbeitet.



**Einmalig in der Welt** ist der Braunschweiger Windkanal. In ihm können Druckverhältnisse hergestellt werden, wie sie in Höhen von 20 000 Metern herrschen. In dieser zylinderförmigen Kammer befindet sich der eigentliche Windkanal. Im Vordergrund die Meßstrecke, in die die zu prüfenden Turbinenschaufeln eingesetzt werden. In die Schaufeln sind winzige Löcher gebohrt, von denen Druckschläuche zu den Meßgeräten führen.







**Jedermann kann Zaungast sein** und den Übungen der Schüler zuschauen. Unter der Aufsicht eines Tanzlehrers, der seine Pflicht ehrenamtlich erfüllt, und begleitet von den traditionellen Schlägen des Tamburins, die in seltsam ergreifendem Rhythmus erfolgen, üben die Schüler in der luftigen Halle, 10 bis 12 Jahre dauert die Ausbildung, so lange wie bei uns die Schulzeit. Und erst, wenn ein Schüler den Ves, einen komplizierten Ritualtanz, beherrscht, ist die Ausbildung beendet. Unermüdlich üben die Schüler, unnachlässig arbeitet der Lehrer darauf hin, daß bis in die kleinste Bewegung hinein den Kindern jede Tanzphase in Fleisch und Blut übergeht. Am Schluß der Ausbildung beherrscht der Schüler die Bewegung auch der kleinsten Muskeln. Selbst die Halsmuskulatur ist auf das genaueste durchtrainiert. Ungewöhnliche Gelenkigkeit und Körperbeherrschung sind die Früchte der jahrelangen Bemühungen.



**Wirklich von Kindesbeinen an** wird hier das Tanzen geübt. Die Kinder, die ständig das Vorbild der Erwachsenen vor Augen haben, können gar nicht anders, als sich tänzerischen Übungen hinzugeben. Der angeborene Sinn für Rhythmus, die ihnen von der Natur geschenkte Anmut geben ihren Bewegungen von vornherein eine gewisse natürliche Vollkommenheit. Auf solchem Boden erwächst dann ganz von selbst eine Generation, welche die Tradition des Tanzes mühelos fortführt. Ein rührender Ernst liegt über diesem spielerischen Treiben der kleinen Ceylonesen, der großen Könnern von morgen. Ihnen ist echtes Naturtalent eigen.



**Die Natur selbst** stiftet die Übungsstange, an der die kleinen Tänzer ihre Übungen vollführen. Hier ist es der Stamm einer Kokospalme. An ihr machen sie ihre täglichen Übungen, die ihrem Körper zu unvergleichlicher Geschmeidigkeit verhelfen. Inmitten der heiteren Landschaft Ceylons nimmt sich alles wie Spiel aus, dahinter aber steht der gesamte Ernst einer höheren Berufung.

# Ihr Leben gehört dem Tanz

Ceylon -  
Land der Tänzer

**E**in Dorf inmitten der Hügel Ceylons. Es ist Nacht, die Klänge eines Tamburins schwimmen durchs Dunkel heran. Die Eingeweihten wissen, was das bedeutet: irgendwo liegt da ein Kranker, und eine Tänzergruppe weilt bei ihm, um die Dämonen der Krankheit zu verscheuchen. Eine Art Beschwörung geht da vor sich.

Die sie ausführen, sind Tänzer besonderer Art. Von klein auf leben sie in einer Tanzschule. Es gibt ein ganzes „Dorf der Tänzer“ in den Hügeln Ceylons. Alle Männer des Dorfes sind Tänzer, jeder hat die Schule durchlaufen, jeder ist in der Lage, bei den rituellen Tänzen mitzuwirken. Ursprünglich gehörten diese Tänzer einer besonderen Kaste an. In Dörfern, die noch in alter Unberührtheit daliegen, vererbt sich auch heute noch die Tradition des Tanzes vom Vater auf den Sohn, der sie als kostbares Erbe hütet, um sie unverfälscht seinen eigenen Söhnen weiterzugeben.

Die jungen Singhalesen, die in die Tanzschule eintreten, müssen den ganzen Vormittag und den frühen Nachmittag üben und trainieren. Aber der Rest des Tages ist nicht etwa frei für Spiel und Zerstreuung. Um 3 Uhr nachmittags beginnt der allgemeine Schulunterricht.

Der „Ballettsaal“ ist ein gestampftes Stück Boden, luftig überdeckt von einem Dach, das auf ein paar Kokosstämmen ruht. Ein Kokosstamm, in drei Fuß Höhe parallel zum Erdboden aufgelegt, gibt die Stange ab, an der die Geschmeidigkeitsübungen unerlässlich ausgeführt werden. Ein trommelartiges Tamburin schlägt den Rhythmus. Die sehr schlichte „Melodie“ dagegen wird von Trompete und Zimbel bestritten. Tanz und Tanzmusik beruhen hier auf ganz anderen Vorstellungen als bei uns. Beides sind den Menschen auf Ceylon Mittel, um sich mit der Welt der Dämonen in Verbindung zu setzen und mit ihnen in einer Sprache zu reden, die weitab liegt von der gewöhnlichen Sprachäußerung der Menschen.

**Noch ist ihm fröhliches Spiel**, was später für ihn Lebensinhalt wird. Die Kinder des Tanzlehrers gleiten unmerklich von den ersten spielerischen Tanzbewegungen in die vollendete Meisterschaft hinein, die man dereinst von ihnen verlangt. Geruhsam sitzt die Mutter mit dem jüngsten Tanznachwuchse Ceylons auf dem Schoße dabei.





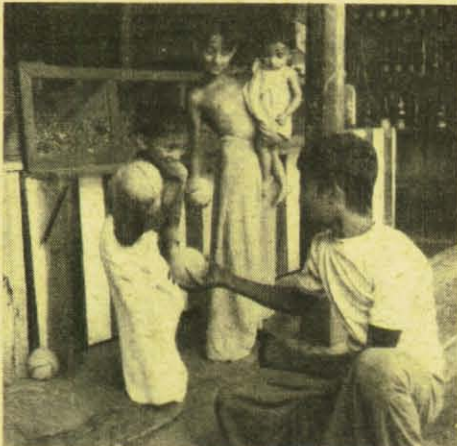
Nach genau festgelegten Gesetzen vollziehen sich die Bewegungen dieser rituellen Tänze. Jedes Familienfest wird durch die Darbietung einer Tanzgruppe verschönt. Der Rhythmus eines Riesentamburins wird zum aufreizenden Pulsschlag für den mitreißenden Gruppentanz.



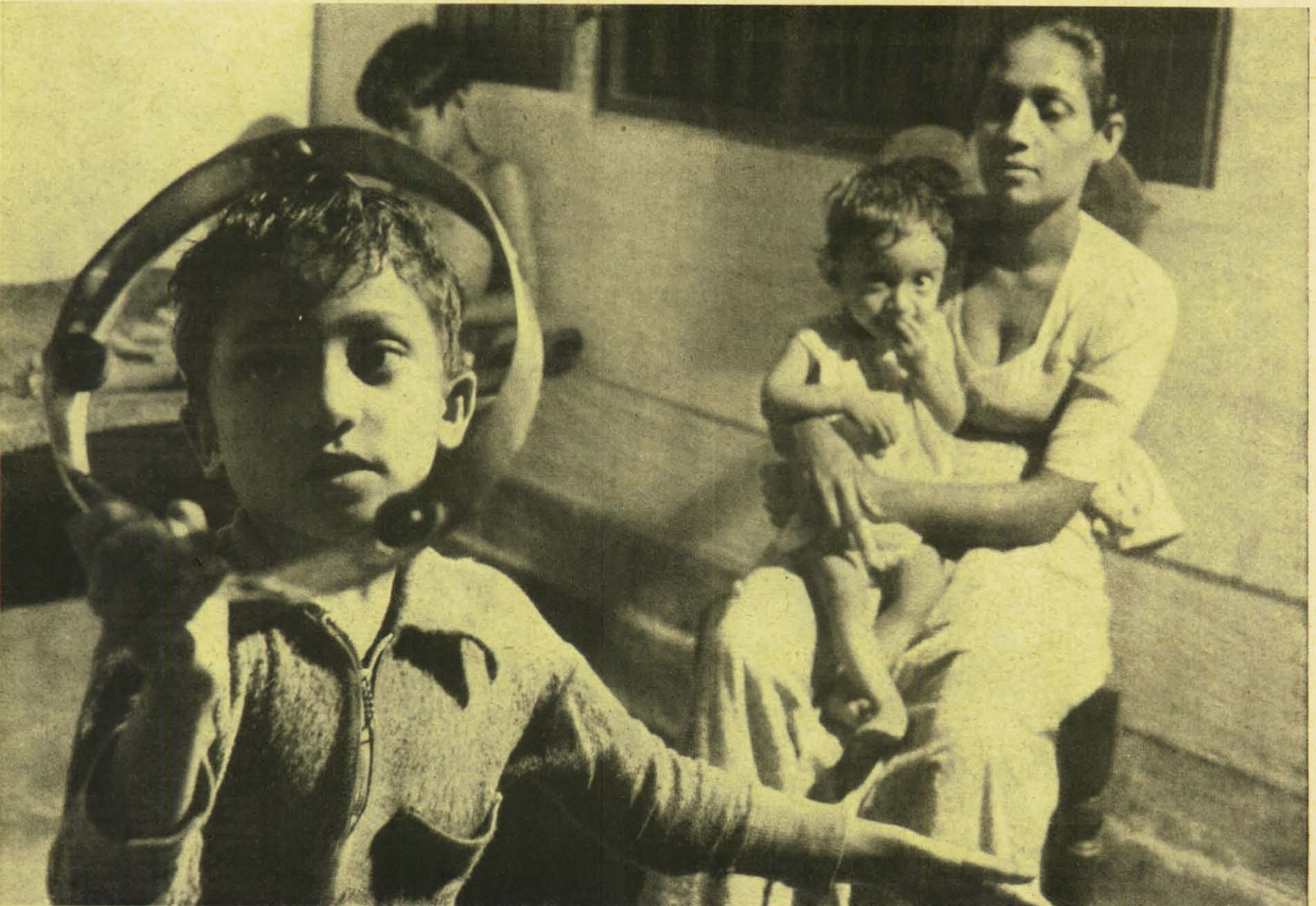
Das ist die makellose klassische Haltung, die für eine bestimmte Phase des Tanzes Vorschrift ist. Wirklich bis in die Fingerspitzen hinein ist jede Stellung des Körpers und der Glieder vorgeschrieben. Individuelle Abwandlungen sind nicht erlaubt. Der Tanz ist Kultbestandteil und als solcher jedem willkürlichen Einfluß entzogen. „Improvisationen“ gibt es nicht. Man würde sie als Sakrileg auffassen. Die Zuschauer, denen das ganze Tanzritual geläufig ist, sind strenge Kritiker und würden nicht die geringste Abweichung von den traditionellen Vorschriften dulden. Tanz ist hier nicht der Ausdruck persönlicher Lebensfreude oder persönlichen Einfallsreichtums, sondern strenger Dienst an der Gottheit. Es ist unvorstellbar, daß die Rhythmustrommel, die diesen Tanz lenkt, in den Händen moderner Amerikaner oder Europäer zum Begleitinstrument gewagtester neuer Tänze geworden ist, die den alten gar nicht mehr ähneln.



Es sieht kinderleicht aus, dieses Balancieren der sich drehenden Scheibe. Aber es will in unermüdlicher Ausdauer geübt sein.



Man lebt nicht von der Luft, auch nicht als Tänzer. Die „Tanz-Kinder“ kaufen Kokosnüsse, die sie dann im Hause verzehren werden.







**Das grenzt an Wahrsagerei!** Die Handflächen eines Menschen unter die Lupe genommen, zeigen wohl mannigfaltige Runen und Linien, daraus aber die Zukunft deuten zu wollen, wäre Scharlatanerie. Wohl kann man aus Handform und Händedruck eines Menschen gewisse Schlüsse ziehen. Auch die Art und Form der Fingernägel kann etwas über den körperlichen Zustand eines Menschen verraten, aber Vorsicht!!!

# Menschen unter der Lupe!

**Menschenkenntnis ist das Geheimnis des Erfolges vieler führenden Persönlichkeiten in Kunst, Politik und Wirtschaft!**

Von der Frage der richtigen Beurteilung eines Partners hängt alles ab. ZB beginnt hier mit der Behandlung aktueller Fragen der richtigen Menschenbeurteilung und versucht damit, ihren Lesern einen Überblick über das gesamte Gebiet zu geben. Was verrät die Handschrift? — Wie machen es die „Kriminalisten der Seele?“ — Was sind Chiromantie und Astrologie heute noch wert? — Warum so viele Ehen scheitern. — Wer paßt zu wem? — Dein Partner seelisch durchleuchtet! — Das ist der Inhalt dieser Artikelserie. Und zum Schluß bringen wir eine Überraschung für unsere Abonnenten.



**Die Handschrift besagt schon mehr!** Einseitigkeit kann aber leicht zu ganz falschen Beurteilungen eines Menschen führen, wenn man nur auf ein graphologisches Gutachten baut. Wie in der Medizin, so geht man heute auch in der Beurteilung des Menschen vom Gesamterscheinungsbild aus. Wir wollen daher auch hier nicht an Nebensächlichkeiten haften bleiben, sondern den ganzen Menschen „unter die Lupe nehmen“.

## Menschenbeurteilung — aber wie?

So wurden einst Menschen beurteilt: Man achtete darauf, ob das Tüpfelchen auf dem „I“ ordentlich stünde, ob der Mensch schön schreibe, ob er — nun ja, das war einmal. Oder besser gesagt, das sollte schon längst der Vergangenheit angehören.

„Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das habt ihr ihm freilich abgeguckt“ —

Das gilt leider auch heute noch für viele Menschenbeurteilungen, die oftmals mehr Verurteilungen gleichen. Sechzig Prozent der landläufigen Beurteilungen sind falsch! — Das stellt Prof. Hennig, einer der führenden Psychologen, als das Ergebnis einer sachlichen-Reihenuntersuchung fest. Leider ist es so, daß bloße Sympathie und Antipathie in vielen Fällen den Ausschlag geben. Wenn man eben jemand nicht riechen, sehen oder schmecken kann — wie es so schön heißt —, dann ist bereits das liebe Vorurteil da. Und wir Menschen sind ja in hohem Maße Sklaven eines gewissen Vorurteils.

**Er kann nicht vorwärtskommen.** — So manch ein treuer und braver Angestellter müht sich jahraus, jahrein vergeblich ab, um vorwärtszukommen. Er wird von Kollegen überflügelt, die vielleicht jünger sind und durchaus nicht mehr leisten, und er weiß nicht, daß sein Personalakt einige Kreuzchen aufweist, die seinen Aufstieg verhindern. Man hat ihm einfach nicht gesagt, was man an ihm auszusetzen hatte. Die Personalchefs haben möglicherweise inzwischen mehrmals gewechselt, aber die Kreuzchen oder auch gewisse Aktenvermerke bleiben.

**Was wissen wir schon von unseren Arbeitskollegen?** — Was weiß der Chef von den wahren Sachverhalten und den persönlichen Sorgen und Nöten seiner Untergebenen? — Der Manager von heute hat für solche Überlegungen keine Zeit mehr. Die Zeit eines patriarchalischen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist vorbei. Der Inhaber eines Werkes oder die Inhaber werden unsichtbar hinter Geschäftsanteilen und Aktien, und selbst die leitenden Angestellten bekommen ihre wahren Brotgeber oftmals kaum zu sehen. Der einzelne Mensch ist im modernen Betrieb nichts anderes als eine Nummer, Träger einer Funktion, der in dem geplanten und bis in alle Einzelheiten durchorganisierten Betriebsablauf seine Rolle zu spielen hat. So ist die Situation allgemein, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen.

**Die kommende Automatisierung wirft aber auch in der Menschenführung völlig neue Probleme auf.** Sie verlangt mehr und mehr den hochqualifizierten Mitarbeiter. Sie verlangt die Entfaltung der höchstmöglichen Leistung des einzelnen. Ja sie braucht Betriebsführer und Vorgesetzte, die neben ihren rein fachlichen Kenntnissen auch Psychologen sind.

**Wir müssen auch da umdenken lernen.** Mit einer rein empfindungsmäßigen Menschenkenntnis wird in Zukunft niemand zurecht kommen, der Führungsarbeiten zu erfüllen hat. Inzwischen ist aber auch auf dem Gebiet der allgemeinen Menschenkenntnis einiges geschehen. Man hat klarer die Gesetze des Seelischen erkannt, man weiß heute mehr von den psychosomatischen Gegebenheiten des Wesens Mensch.

Jeder Mensch hat bestimmte positive und auch negative Eigenschaften. Es gilt, die positiven Charaktereigenschaften zu fördern, sie auf jeden Fall nutzbar zu machen und die negativen zu neutralisieren.

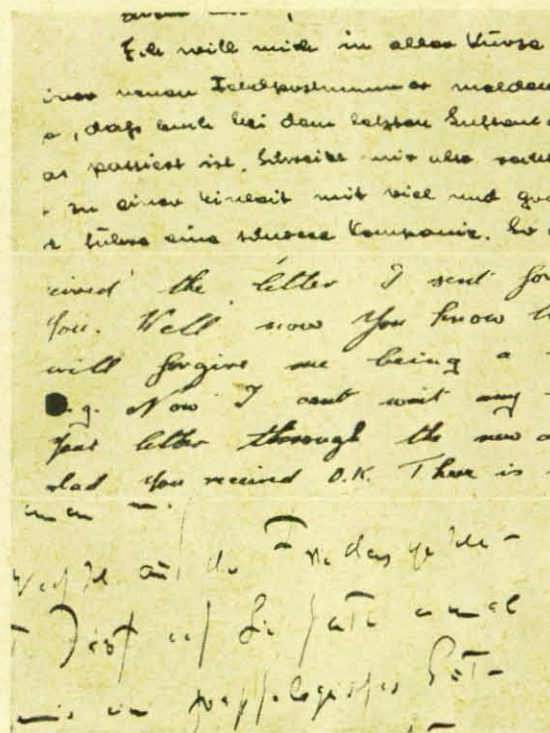
Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß jeder Mensch seine eigenen Werte hat und daß es nur darauf ankommt, sie zu erkennen und jeden an den richtigen Arbeitsplatz zu stellen.

**Warum ist jener Mensch so, der uns da gegenüber sitzt?** — Das muß doch seine Gründe haben. Warum vermögen wir ihn nicht zu tätiger Mitarbeit zu gewinnen? — Warum ist er so schwer ansprechbar? — Warum ergeben sich in diesem oder jenem Fall bestimmte Schwierigkeiten, die uns Sorgen machen? — Die Beantwortung dieser Fragen dürfte nicht nur für Personalchefs wichtig sein. Sie könnte auch dazu dienen, unsere eigene Zusammenarbeit mit anderen Menschen zu fördern. Sie könnte so manche bestehenden Spannungen lösen. Ja sie könnte sich in bezug auf unsere Partnerschaft in Beruf und Ehe günstig auswirken. Daher unser Versuch, alle damit zusammenhängenden Fragen hier einmal kurz zu erörtern.

**Menschenkenntnis, dieses bedeutungsvolle Wort sollte nicht so leichtfertig gebraucht werden.**

Gute Menschenkenntnis ist in der Gegenwart noch mehr als in der Vergangenheit mit das Geheimnis allen beruflichen Erfolges. Denn wenn wir wirklich unsere Mitmenschen zu durchschauen vermögen, können wir viele Schwierigkeiten ausschalten.

**Was verrät uns die Handschrift?** Sie ermöglicht immer nur eine Querschnittsdiagnose. Das heißt, sie vermag etwas zu verraten von der seelisch-geistigen Struktur des Schreibers zur Zeit des Schreibaktes. Eine wirklich zutreffende Beurteilung allein durch die Handschrift ist nicht möglich. Dazu gehören sog. Symptome erster Ordnung. Ausschlaggebend muß das persönliche Erscheinungsbild sein sowie der zurückgelegte Ausbildungs- und Berufsweg, Arbeitsproben und Leistungs-Tests des Menschen.



Schreiber ist Theoretiker. Hohe Persönlichkeitswerte, harmonisch, ausgeglichen, strahlt Ruhe und Besonnenheit aus. Starkes Ausdrucksvermögen, nicht leicht beeinflussbar, charakterfest.

Schreiber ist ein Weichling, sehr leicht beeinflussbar, geringes Ausdrucksvermögen, geringe seelische Widerstandskraft. Er läßt sich vom Schicksal stark treiben.

Schreckliche Klauze? O nein. Stark ausgeprägte Persönlichkeit. Loslösung von aller Formgebundenheit. Schöpferisch gestaltender Mensch, Führernatur, die eigene künstlerische Ziele verfolgt.





**Harmonie und Natürlichkeit** — verrät uns das Bild von Mutter und Kind auf den ersten Blick. Unser Reporter machte diese Aufnahme während einer Fahrt mit der Bundesbahn. Leider ließ er sich nicht die Anschrift der Dame gehen. Unter der Lupe? Ein klarer Fall. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan“ — sagt Goethe im „Faust“!

## Was kann die Graphologie?

Es ist eine Tatsache, daß Handschrift und Charakter des Menschen in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Die Handschrift ist eine der Äußerungen bestimmter innerseelischer Vorgänge — aber das eben nur während des Schreibaktes. Es gab eine Zeit, in der selbst große Firmen über Stellenbewerber zunächst graphologische Gutachten einholten. Solche Gutachten gaben dann meist mit dem Ausschlag dafür, ob ein Bewerber angestellt wurde oder nicht. Diese Bedeutung hat die Graphologie heute in der Menschenbeurteilung nicht mehr. Die Handschrift bietet dem Psychologen nur noch Symptome zweiter Ordnung. Das heißt, es müssen andere eindeutige Merkmale vorhanden sein, die bestimmte Schriftsymptome bestätigen. Und solche Merkmale erster Ordnung sind das äußere Erscheinungsbild eines Menschen, seine Ausbildung, sein Berufsweg, Arbeitsproben und bestimmte andere Leistungstests. Es ist daher falsch, einen Menschen etwa auf seine schöne oder seine schlechte Handschrift hin beurteilen zu wollen. Die sog. schöne Handschrift besagt dem Fachmann lediglich, daß der Schreiber formgebunden schreibt. Er hält sich in den Grenzen des einmal Erlernenen. Aber seine Schrift zeigt keine persönlichen Ausprägungen. Das mag für bestimmte Tätigkeiten gut sein, bei denen es tatsächlich auf ein korrektes formgebundenes Arbeiten ankommt. Wo aber Individualität vorhanden ist, da lösen sich die schulischen Schreibformen auf. Die schlechte Handschrift, gar zum Teil nur schwer leserlich, besagt also oft das Gegenteil von dem, was allgemein angenommen wird.

Wichtig ist, zu erkennen, in welchem Grade Ausdrucksvermögen vorhanden ist, ob es sich um einen geradlinigen Charakter handelt oder um ein schwankendes Rohr. Eine moderne Richtung der Graphologie vermag das — und

noch viel mehr. Aber immer nur in Verbindung mit anderen Beurteilungsmethoden, die wir noch darlegen wollen.



Sie kennt keine seelischen Komplexe! Die praktische Hausfrau, wie sie sein soll.



Ungeeignet für den Küchenherd. Sie „steht ihre Frau“ als gute Propagandistin.

## So machen es die „Kriminalisten der Seele“!

Lesen Sie in dem nächsten Heft der ZB-Illustrierten die Fortsetzung dieser Artikelserie. Auch Sie können daraus großen Nutzen ziehen. Denn die wahre Wesensart seines Partners erkennen, mit seinen Mitmenschen in Familie und Beruf besser auskommen, wer wollte das nicht? — Wenn Sie übrigens bereits ständiger Bezieher unserer Zeitschrift sind, hier ein guter Rat: Heben Sie die Quittungen über die bezahlte Abonnementgebühr gut auf. Am Schluß dieser Artikelserie erfahren Sie, warum.



**Er kann nicht mehr.** Wie so viele berufstätige Menschen hat ihn sein Betrieb überfordert. Die Managerkrankheit ist eine typische Erscheinung unserer Zeit. Auch ein Zeitdokument ist diese Haustafel in einer Großstadt. Bequemer kann es der überarbeitete Großstadtmensch nicht haben. Aber Managerkrankheit? Muß das wirklich sein?



**Dazu gehört mehr als Optimismus!** Mit solch einem alten Schlitten eine Weltreise machen? Würden Sie das wagen? „Das Leben ist nun einmal ein Wagnis — und ich kann mich dabei in alle Lagen fügen.“ Das sagte uns diese junge Dame kürzlich, als wir sie bei einer Autopanne am Straßenrand sitzend entdeckten. Möglich, daß gerade uns abendländischen Menschen eine gewisse Lebensweisheit verlorengegangen ist. Überwinden wir daher auch die Atomangst. Haben wir Vertrauen zu uns selbst!



# Skandal in Paris

Ein Tatsachenbericht  
um schöne Frauen  
und gefährliche Männer

Sie hieß Marie-Claude und hatte ein süßes Jungmädchengesicht. Sie war knapp siebzehn und wirkte, als käme sie geradenwegs aus dem Internat. Und doch wohnte sie seit 14 Tagen in der kleinen, schäbigen Künstlerpension am Montmartre, in der alle Tanzgirls vom Nachtkabarett „Regenbogen“ ihre Bleibe hatten, diese ein bißchen schmutzige, verschlammte Pension, in der es ständig nach Puder, Schminke und billigem Parfüm roch.

Alle diese mehr oder weniger ausgehenden Balletteusen hatten Marie-Claude ins Herz geschlossen. Was Wunder, die Kleine tat ihnen ja auch jeden Gefallen. Ja, sie las ihnen jeden Wunsch förmlich von den Augen ab. Und die Artistinnen nutzten ihre neue Pensionsgenossin aus, als wäre sie ihr Dienstmädchen.

„Marie-Claude, bügelst du mir mal rasch mein Kleid? Ja, das blaue!“

„Holst du mir mal ein paar Brötchen zum Frühstück 'rauf?“

„Willst du mir mal meine Strümpfe auswaschen, Kleine? Aber sei vorsichtig, es sind meine besten!“

Marie-Claude fand sich sofort bereit, zu bügeln, Einkäufe zu machen, Strümpfe zu waschen und dabei vorsichtig zu sein. Niemand machte sich Gedanken, warum dieses hübsche, immer freundliche junge Mädchen, das inzwischen übrigens auch im „Regenbogen“ engagiert war, dies alles tat.

Heute morgen hatte Marie-Claude besonders viel zu tun. Emsig stand sie hinter dem Bügelbrett, arbeitete und tat, als höre sie nur halb auf das Geschwätz der Mädchen, die durcheinanderschnatterten wie eine Herde Gänse.

Der Montmartre, das Künstlerviertel von Paris, ist die Welt der blonden Sängerin Arlette, die wegen Mitwisserschaft bei einem Juwelenraub zu drei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Da das wertvollste Stück des Raubes noch fehlt, heften sich am Tage ihrer Entlassung viele Kriminalisten und Gangster an die Fersen der Sängerin. So beginnt das Kesseltreiben, in dem niemand mehr weiß, ob er Jäger oder Gejagter ist.

Sie waren früher aufgestanden als sonst, denn sie hatten etwas Großes vor. Sollte doch heute Arlette zurückkommen. Arlette, der Star ihrer Truppe. Arlette, auf die sie alle stolz waren. Arlette, „Der Stern vom Pigalle“, die alle berauschte mit ihren Tänzen und mit ihren Chansons. Und mit den sentimentalsten hatte sie fast noch mehr Erfolg als mit den frechen. Denn Arlette hatte ein Herz.

Heute mittag also sollte sie entlassen werden.

Aus dem Gefängnis.

Ehrensache, daß die ganze Bande sie abholte!

Die rothaarige Sonja sagte zu Jeannine:

„Wenn Arlette weiß, wo er steckt, ist sie fein heraus.“

„Ach, du meinst den Schmuck?“

„Klar. Er soll mehr als 20 000 Dollar wert sein! Mir gewünscht!“

„Und du meinst, sie weiß...?“

„Na sicher! Ich an ihrer Stelle hätte das Geheimnis Lulu bestimmt entlockt.“

„Wovon redet ihr eigentlich?“ fragte

Marie-Claude, aber nicht sehr interessiert.

„Dafür bist du noch zu klein!“ antwortete Sonja.

„Warum soll sie es nicht wissen, wo sie jetzt zu uns gehört“, sagte Jeannine.

„Du kennst Arlette. Sie versteht in diesen Dingen keinen Spaß.“

„Na schön!“

Doch die Mädchen waren viel zu aufgeregt, um vor Marie-Claude auf ihre Worte zu achten. Und als sie abzogen, um die Königin ihres Kreises im Triumph nach Hause zu holen, hatte sie doch allerlei aufgeschnappt.

Als sie dann zwei Stunden später Arlette zum erstenmal gegenüberstand, war sie erstaunt.

„Der Stern vom Pigalle“ wirkte ganz anders, als sie sie sich vorgestellt hatte. Arlette sah so gar nicht wie ein Mädchen aus einem Nachtkabarett aus. Und erst recht nicht, als käme sie aus dem Gefängnis. Eher hätte man meinen können, sie käme aus der Sommerfrische. Sie war groß, schlank und wie eine Göttin gewachsen. Ihr langes, blondes Haar glänzte seidenweich. Ihr Gang war fest, ihre Haltung sicher.

„Wo habt ihr denn die her?“ war das erste, was Arlette sagte, als sie Marie-Claude sah.

„Direkt aus dem Pensionat. Aber sie ist furchtbar nett.“

„Wie schön Sie sind!“ sagte Marie-Claude.

Arlette lachte.

„Mit deinen Augen möcht' ich mal die Welt sehen!“ sagte sie dann plötzlich ernst und schloß Marie-Claude in ihre Arme. Die anderen blickten sich erstaunt an. Arlette schloß sonst nicht so schnell Freundschaft.

★

In der gleichen Stunde, in der Arlette ihr altes Zimmer in der Künstlerpension auf dem Montmartre bezog, spielte sich in einem anderen Stadtviertel, in der bescheidenen Wohnung eines jungen Kriminalbeamten, eine Unterredung ab, die den Stein ins Rollen bringen sollte.

Kriminalassistent Michaud war genau das, was man einen gutaussehenden jungen Mann nennt. Er hatte eine gewisse Art, mit Frauen umzugehen, die sie alle hinreißend fanden. In Wirklichkeit liebte er nur Catherine. Beide waren heftig verliebt ineinander und fest entschlossen, zu heiraten.

Michaud fiel aus den Wolken, als der Chef persönlich bei ihm erschien. Kriminalrat Alfandari, das As der „Sûreté“.

Catherine war gerade zu Besuch und servierte den beiden Herren den Mokka.

„Natürlich einen Schnaps dazu“, sagte sie lachend, holte die Flasche und blinzelte ihrem Verlobten aufmunternd zu, während sie einschenkte.

Wenn der Kriminalrat einen kleinen Assistenten in seiner Privatwohnung aufsuchte, dann gab es bestimmt eine dicke Sache, dachte sie — und Michaud war ja so tüchtig; er würde den Fall garantiert lösen und dafür beför-

dert werden! Und dann konnte man endlich heiraten!

Hätte Catherine gewußt, was für einen Auftrag der Chef ihrem Michaud anvertrauen wollte, sie hätte ihren ganzen Einfluß aufgeboten, ihren Geliebten davon abzuhalten, ihn zu übernehmen. Es handelte sich nämlich um eine heikle Geschichte, nicht ohne Reiz, allerdings ein gefährliches Spiel mit dem Feuer...

Kriminalrat Alfandari war nicht der Mann, sich lange mit einer Vorrede aufzuhalten. Kaum hatte sich Catherine in die Küche verflüchtigt, kam er zum Kern der Sache.

„Was sagt dir der Name Lucien Esposito?“

„Genannt Lulu. Ein Angeber, der sich selbst als ‚König der Unterwelt‘ ausposaunen ließ. Immerhin ein hartgesottener Gangster. Sie haben ihn vor ein paar Monaten geschnappt. War's nicht ein Juwelenraub?“

„Stimmt. Zehn Jahre Zwangsarbeit hat er dafür bekommen.“

„Ach, und nun ist er ausgebrochen?“

„Nein, das nicht. Aber das wertvollste Stück der Sammlung, die er geklaut hat, ist leider noch immer spurlos verschwunden.“

„Und nun?“

„Kennst du Arlette Simon?“

„Moment mal... ach ja, der ‚Stern vom Pigalle‘. Was hat die damit zu tun?“

„Sie war seine Freundin.“

„Ach, und nun meinen Sie, sie weiß, wo das Stück steckt?“

„Möglicherweise. Beteiligung an dem Raub konnten wir ihr nicht nachweisen. So bekam sie wegen Mitwisserschaft drei Monate. Die sind heute herum.“

„Ach, und nun soll ich mich wohl um das Goldkind kümmern?“

„Du bist ein kluger Junge.“

„Wieviel ist der verschwundene Schmuck wert?“

„Runde 80 Millionen Francs.“

Michaud pff durch die Zähne.

„Und wie stellen Sie sich meine Arbeit vor, Herr Kriminalrat?“

„Bist doch kein so kluger Junge.“

„Sie meinen, ich soll mich an sie heranmachen?“

„Erraten!“

„Und warum gerade ich?“

„Schließlich giltst du als der Casanova unserer Abteilung! Erprobter Bändiger gefährlicher Schlangen und Bezwinger zahlreicher Wildkatzen.“

In diesem Augenblick kam Catherine ins Zimmer zurück.

„Michaud erzählt mir gerade, was für eine prachtvolle Braut er hat!“ sagte der Kriminalrat rasch. „Übrigens wirft der Auftrag, über den ich soeben mit ihm sprach, eine ganz hübsche Prämie ab.“

„Ist er sehr gefährlich?“ wollte nun Catherine wissen.

„Wie man's nimmt!“ sagte Alfandari und warf seinem Assistenten einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Du übernimmst ihn also?“ fragte Catherine.

Michaud seufzte. „Was tut man nicht alles für die Frau, die man liebt!“ sagte er und schlug in die Hand ein, die sein Vorgesetzter ihm hinhielt.

Catherine entfernte sich wieder und die beiden Kriminalisten entwarfen einen raffinierten Schlachtplan. Aber sie waren nicht die einzigen Fährten-sucher auf der Spur der gestohlenen Juwelen. Und so begann das Kesseltreiben, in dem niemand mehr wußte, ob er Jäger oder Gejagter war.

★

Direktor Albert vom Nachtkabarett „Regenbogen“ ist ein Mann von Humor, und seine Angestellten haben



Die Hauptpersonen unserer spannenden Kriminalgeschichte sind die schöne Sängerin Arlette, genannt „Stern vom Pigalle“, und der junge Inspektor Michaud. Foto: Europa-Film



ihn gern. Er hat für alles und alle Verständnis und kennt das Leben um die Place Pigalle wie kein zweiter. Wohl weiß man, daß Albert keinerlei Bedenken hat, gelegentlich dunkle Geschäfte zu machen. Aber er ist zu schlau, um sich erwischen zu lassen.

Tagsüber trinkt er übrigens Milch. Er weiß, wie sehr das ständige Nachtleben, der Alkohol, den er mit den Gästen konsumieren muß, den Körper verbraucht.

Außerlich ruhig, jedoch mit leichtem Herzklopfen tritt die blonde Arlette auf Direktor Alberts „Herein!“ ins Büro. Hoffentlich geht's gut, denkt sie. Was soll sie beginnen, wenn Albert sie nicht wieder einstellt?

„Ah, du bist es?“ ruft er.

Arlette lächelt unbefangen.

„In Lebensgröße.“

„Mein Gott, du siehst aus wie eine Königin!“

„Großer Bahnhof?“

„Spanisches Hofzeremoniell!“ sagt Albert lachend. Dann, nachdem er die Milchflasche weggestellt hat, kommt nach einer kleinen, für Arlette beruhigenden Pause die Frage:

„Was willst du machen?“

„Tja, meinen bezahlten Urlaub hab' ich ja nun hinter mir — und da wollte ich Sie fragen, ob Sie mich wiedernehmen wollen?“

„Aber natürlich! Da hängst du ja schon!“ sagt Direktor Albert, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, und zeigt auf ein Plakat hinter der jungen Tänzerin.

„Der Stern vom Pigalle“ steht da in großen Lettern über ihrem Bild, das sie in einem tollen Abendkleid zeigt.

„Das ist chic!“ sagt sie mit dankbarem Lachen. Als ihr blonder Kopf herumfährt, wippt die Pferdeschwanzfrisur kokett.

„Ja, so einen Direktor such dir nur erst mal wieder! Und dabei hätte ich deinetwegen beinahe schweren Ärger mit meinem Verwaltungsrat bekommen.“

„Sie waren immer sehr gut zu mir“, beginnt Arlette stockend.

So keß sie sich nach außen gibt — in ihrem Herzen ist sie immer noch ein kleines Mädchen, das sich nach ein bißchen Liebe sehnt, nach menschlicher Wärme, nach Verständnis.

Selbst der alte Spötter Albert bemerkt verwundert, daß Arlette auf einmal rot wird wie ein Schulmädchen. Er schüttelt den Kopf und lächelt. Er weiß genau, was Arlette meint. Vor-schub!

Nun, auch darin zeigt er sich großzügig. Und nachdem sich alles so glücklich für Arlette erledigt hat, geht es gleich auf die Bühne.

Nach der Probe geht Arlette mit Marie-Claude in eine jener Kneipen, in der früher auch Lulu, der Juwelendieb, verkehrte. Arlette hat eigentlich kein Verlangen, Männer seines Schlages wiederzusehen, aber Gewohnheit ist ein mächtiger Trieb im Leben dieses Mädchens. Fast so mächtig wie der Hunger und die Liebe.

Für Marie-Claude aber soll die Begegnung mit den Burschen dieses Milieus zu einem folgenschweren Erlebnis werden...

Eine Kneipe wie viele — schmutzdelig, verräuchert und voller Lärm. Man schwatzt, man trinkt, man läßt sich vom „Einarmigen Banditen“ ausräubern, man drischt Skat.

In einer Ecke sitzen drei beim Kartenspiel: zwei finstere Burschen, schäbig gekleidet und ein Eleganter, in einem schwarzen Hemd und mit einem knallgelben Schlips.

Die drei kümmern sich nicht um das, was in dem Lokal vorgeht. Die „Damen“, die hier verkehren, kennt man ja.

Doch plötzlich stößt einer von den Schmierigen den Eleganten an:

„Du — da... guck mal!“

Der Elegante sieht auf.

Arlette ist an die Theke getreten und bestellt sich einen Whisky. Neben ihr steht Marie-Claude und sieht sich mit ihren großen Kinderaugen erstaunt in der Kneipe um.

„Tolle Puppe, aber was soll's?“

„Mensch, kennst du die denn nicht?“

„Nie gesehen.“

„Mensch, das war doch Lulus Freundin. Seit wann haben sie die denn aus dem Bau rausgelassen?“ sagt der Ältere und steht auf, „muß mich doch mal nach meinem alten Freund erkundigen. Vielleicht läßt sich mit ihr was anfangen.“

Der Elegante bleibt sitzen. Seine Augen werden schmal, sein Gesicht bekommt einen lauernden Zug...

Als Arlette sich umdreht, weil sein Kumpel sie anspricht, nimmt er eine Zeitung hoch und verkriecht sich hinter ihr.

„Was macht Lulu? Wie trägt er's?“ sagt der Schmierige und lümmelt sich neben Arlette auf die Theke.

„Wenn du ihn kennst, weißt du ja: der ist so leicht nicht umzubringen“, sagt Arlette gleichmütig und kippt ihren Whisky auf einen Zug.

„Klar wird er durchkommen! Aber ein Spaß ist es trotzdem nicht“, äußert der Schmierige gedeht. „Zehn Jahre — eine verdammt lange Zeit! So lange kannst du doch unmöglich die trauernde Witwe spielen wollen.“

Arlette, von seinem Atem angewidert, stößt ihn zurück. „Hau ab!“ sagt sie gereizt.

„Haben Sie nicht gehört?“ läßt sich auf einmal Marie-Claude energisch vernehmen.

Der Schmierige glotzt. Er glaubt, sich verhört zu haben.

„Und du, Küken, was geht dich das an?“ brüllt er.

„Wir Frauen müssen einander immer beistehen“, erklärt die Kleine tapfer.

Die Umstehenden lachen.

„Aha! Und was hältst du von den Männern?“ fragt der Schmierige ironisch.

„So einen wie Sie wünsch' ich mir möglichst weit weg!“ ist die schlagfertige Antwort.

„Werd nicht frech, du dämliche...“ will der Schmierige aufbrausen und geht auf Marie-Claude zu, um ihr eine zu langen.

Aber Arlette fällt ihm in den Arm.

„Wenn du nicht gleich machst, daß du weiterkommst, dann...“ — und sie läßt eine Schimpfkanonade los, mit Ausdrücken gepfeffert, wie sie selbst dieser kleine schmierige Gangster nicht alle Tage zu hören bekommt.

Das ganze Lokal amüsiert sich. „Der Stern vom Pigalle“ ist wieder groß in Form!

„Danke, Madame Arlette“, sagt Marie-Claude, als sie die Kneipe verlassen.

„Frauen müssen einander beistehen“, sagt Arlette lachend und gibt Marie-Claude einen freundschaftlichen Klaps.

Die Kleine gefällt Arlette immer besser. Es imponiert ihr, daß Marie-Claude sie immer mit „Madame“ anspricht. Und sie scheint nicht auf den Mund gefallen zu sein. Wie sie den Kerl eben abfahren ließ, das war schon recht vielversprechend!

Sie hakt Marie-Claude unter und trällert sorglos vor sich hin. Sie hätte lieber darauf achten sollen, daß der Elegante mit dem gelben Schlips gleich hinter ihnen die Kneipe verließ und sie nun bis zu ihrer Wohnung beschattet.

\*

Es war alles wie sonst auch. Arlette hat wieder ihr altes, erprobtes Lied gesungen. Ihr Auftritt wurde wieder der Erfolg des Abends. Müde hat sie sich gegen 2 Uhr in ihr kleines Pensionszimmer zurückgezogen. Sie ist dabei, endlich ins Bett zu gehen, hat sich schon halb entkleidet, als sie plötzlich hinter sich eine Stimme vernimmt. Sie zuckt zusammen. Dreht sich um. Erschrocken blickt sie in die Mündung eines Revolvers.

Der Mann, der sie bedroht, muß übers Dach auf den kleinen Balkon ins Zimmer gekommen sein.

„Keinen Laut! Sonst bist du erledigt!“ stößt der Mann in einem drohenden Flüstern hervor.

Gleichzeitig wird polternd an die Tür geschlagen. „Aufmachen! Polizei!“

Fortsetzung Seite 17

# Frühling an der Seine



Die Maler sind aus ihren Ateliers wieder auf die Straße gekommen. Vor allem in den Künstler-Vierteln Saint-Germain-des-Prés, Montmartre und auch an den Ufern der Seine, die die französische Hauptstadt durchzieht, trifft man sie häufig mit ihren Modellen, oder wie sie nach der Natur malen. Ein sicheres Zeichen für den Einzug des Frühlings in die Seine-Metropole war der Aufbruch der sogenannten „Clochards“, jener Bettler, die in den Gängen der „Métro“, der Pariser U-Bahn, überwintern und im Frühjahr wieder über Land ziehen.



Überfüllt sind die Kosmetiksalons. Das Leben spielt sich wieder mehr im Freien ab, und das „Make-up“ muß den anderen Lichtwirkungen angepaßt werden. Außerdem gehört ja zu dem neuen Kostüm und zum modernen Frühjahrshut die entsprechende Frisur. Und die Pariserin, gleich welchen Standes, weiß, was sie ihrem Ruf schuldig ist, und scheut keine Kosten, um als „Grande Dame“ zu gelten.



Das erste Grün hat die warme Witterung in diesem Jahre besonders früh hervorgelockt. In den Gärten und Parks sind die Krokusse, die Schneeglöckchen und Primeln schon fast verblüht. Dieser alte Rentner nutzt die ersten, wärmenden Sonnenstrahlen aus und liest auf einem Morgenspaziergang die Zeitung. Aber bald wird es auch in diesem stillen Winkel mit der Ruhe vorbei sein. Der Frühling lockt — mehr wie jede andere Jahreszeit — unzählige Fremde aus der ganzen Welt in die Lichterstadt an der Seine. Aber die Touristen von heute begnügen sich nicht mehr mit den großen Boulevards und berühmten Bauwerken. Sie wollen auch noch dem romantischen Paris auf die Spur kommen.





**Aus der Unterwelt**, aus einem Loch auf der Düsseldorfer Haroldstraße, steigt plötzlich ein Herr ans Tageslicht. Woher kommt der Mann? Aus der Kanalisation? Nein, er begibt probeweise den Notauslaß eines Schutzraumes. Der Ausstieg liegt zwanzig Meter vom Gebäude entfernt. Das ist notwendig, denn Trümmer dürfen ihn nicht verschütten.

**ZUERST SCHUTZRÄUME SCHAFFEN!** Das ist die Forderung aller derer, die sich mit Fragen des zivilen Bevölkerungsschutzes beschäftigen. In Nordrhein-Westfalen wurde inzwischen der Anfang hierfür gemacht. Unsere Reportage zeigt Teilausschnitte aus den in Düsseldorf fertiggestellten Schutzraumanlagen.



**Leicht gebückt**, aber lächelnd sucht der Herr den Weg ins Freie. Dieser waagerechte Notausstieg wurde aus vorgefertigten Stahlbetoneinzelteilen zusammengefügt.

Auf jede Bedrohung reagiert der Mensch instinktiv. Bei Detonationen sucht er zum Beispiel nach einem Erdloch. Das war früher so. Heute ist es nicht anders. Doch heute würde das primitive Erdloch nur wenig nützen. In unserer technisierten Welt bildet das „Loch“ eher noch eine zusätzliche Gefahr. Wir müssen deshalb diese Urform des „schützenden Raumes“ verbessern. Wir müssen bauen. Unsere modernen Städte bieten heute noch so gut wie keinen Schutz vor der Wirkung moderner Waffen.

Das Bauen stellt jedoch eine Unzahl schwieriger Probleme. Nicht daß die Bautechniker nicht etwa Schritt halten könnten mit der Entwicklung der Waffen. Das könnten sie. Schwierig ist nur das Einfügen der starren Schutzbauten in die komplizierten Gebilde der Städte. Schwierig ist die Finanzierung. Und schließlich sollen die Schutzbauten unser friedliches Leben nicht allzusehr stören.

Der Bundesminister für Wohnungsbau hat im Einvernehmen mit dem Bundesminister des Innern genaue Richtlinien für Schutzraumbauten heraus-

gegeben. Sie gelten für Räume, die bei der Errichtung von Neubauten in deren Kellern entstehen, und für Schutzbauwerke außerhalb von Gebäuden.

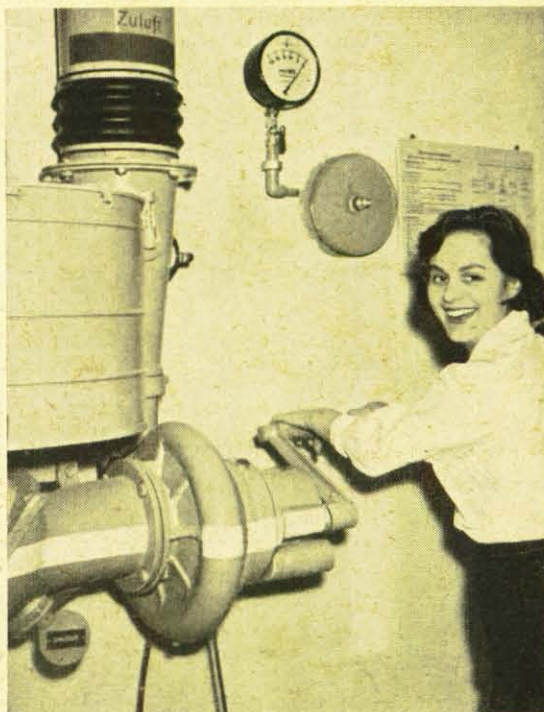
Die Richtlinien schlagen drei Arten von Schutzbauten vor. Alle drei sehen allseitig gleich dicke Umfassungsbauwerke — aus Stahl-, Wände- und Bodenplatten — aus, Stähle vor. Sie bilden einen raumstabilen, biegesteifen Baukörper. Nur die Dicke der Umfassung ist nach der zu erwartenden Überdruck- und Sogwirkung verschieden. Alle drei Arten schützen gegen die Wirkung von Sprengbomben, gegen Trümmerwirkung beim Einsturz von Gebäuden, gegen Brandeinwirkungen und gegen biologische und chemische Kampfmittel. Der Schutzraum C widersteht einem Überdruck von 1 atü, der Schutzraum B dem von 3 atü, und der Schutzraum A dem von 9 atü.

Welcher A Schutzbau für den gewählten Standort am nützlichsten ist, muß nach dem Grad der zu erwartenden Gefährdung dieses Ortes entschieden werden.

Die Kosten sind beim Schutzraum C am niedrigsten. Sie betragen bei einer Ausfüllung von 50 Personen etwa 430 DM pro zu schützende Person. Die Belegung eines Schutzraumes mit 50 Personen gilt als Höchstgrenze. Beim Schutzraum A sind die Kosten am höchsten, nämlich 900 DM pro zu schützende Person. Ein Raum mit einem Fassungsvermögen von 25 Personen gilt als Mindestgröße.

In Nordrhein-Westfalen sind die Schutzbauten der Bundesrepublik am weitesten entwickelt. Die Landesregierung bestimmte schon 1954 durch Kabinettsbeschluß, daß für Staatshochbauten 5 v. H. der Bausumme für Schutzräume verwendet werden sollen. In manchen Verwaltungen, Schulen und Krankenhäusern Nordrhein-Westfalens sind deshalb Schutzräume schon eingefügt. Viele sind noch im Bau. Auch private Bauherren interessieren sich im wachsenden Maße für den Schutzraum. Das Wiederaufbauministerium des Landes Nordrhein-Westfalen und die Landesstelle Nordrhein-Westfalen des Bundes-Luftschutzbundes haben hier gemeinsam vorbildliche Pionierarbeit geleistet.

# DER schützende RAUM

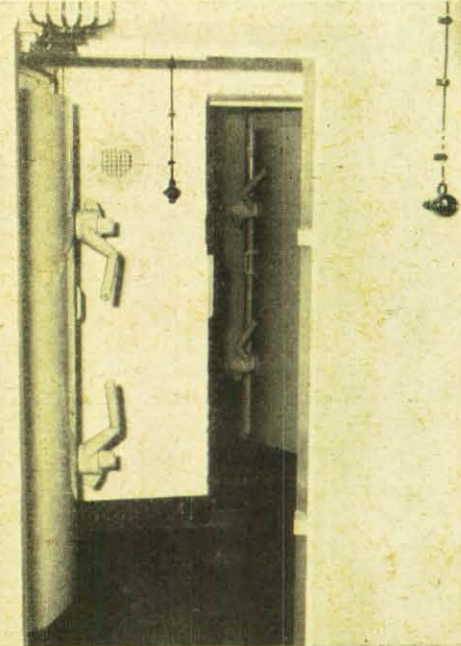


**Frische Atemluft** ist das A und O eines Schutzraumes. Alle Schutzraumanlagen müssen in Zukunft mit entsprechenden Be- und Entlüftungsvorrichtungen vorschriftsmäßig versehen sein.

-  = Frischluft
-  = Giffluft
-  = Zuluft
-  = Abluft



**Wenn Treppe und Notauslaß** zerstört sind, können die Insassen noch durch diesen „Trägerverschluß“ den Schutzraum verlassen. Die in zwei seitlichen Schienen eingescho-benen Träger werden Stück für Stück herausgehoben, und der Weg ist frei. Im Ernstfall bedeutet dies Rettung für viele Menschen.

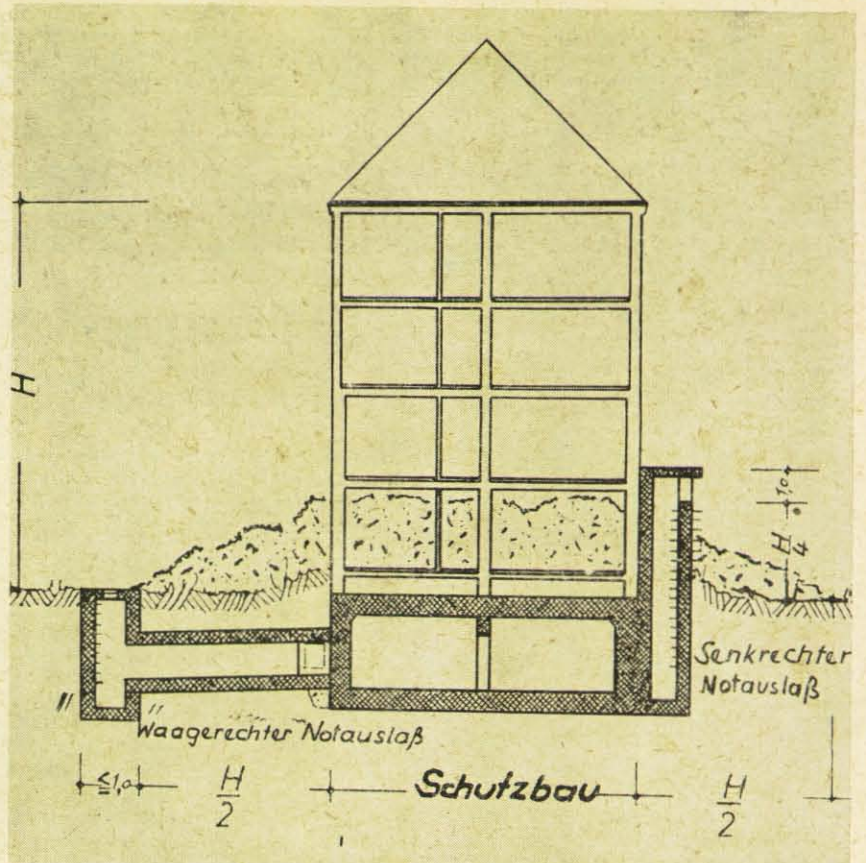


**Zwei gewaltige Drucktüren** sichern diesen Eingang eines Schutzraumes im Keller einer Düsseldorfer Bank. Auch private Bauherren denken heute schon an einen Schutz für ihre Mitarbeiter und gehen dabei mit gutem Beispiel voran. In Schweden und in der Schweiz ist der Zivilschutz schon vorbildlich.





**Betriebsinhaber und Bauach-**  
**leute** besichtigen kritisch die bereits  
fertiggestellten Schutzraumanlagen in  
Düsseldorf. Hält diese Decke tatsäch-  
lich die Trümmerlasten aus? Das ist  
hier die entscheidende Frage. Speziell  
geschulte Bauachleute werden auch  
in Zukunft alle Interessenten über  
Schutzraumbaufragen zu beraten haben.



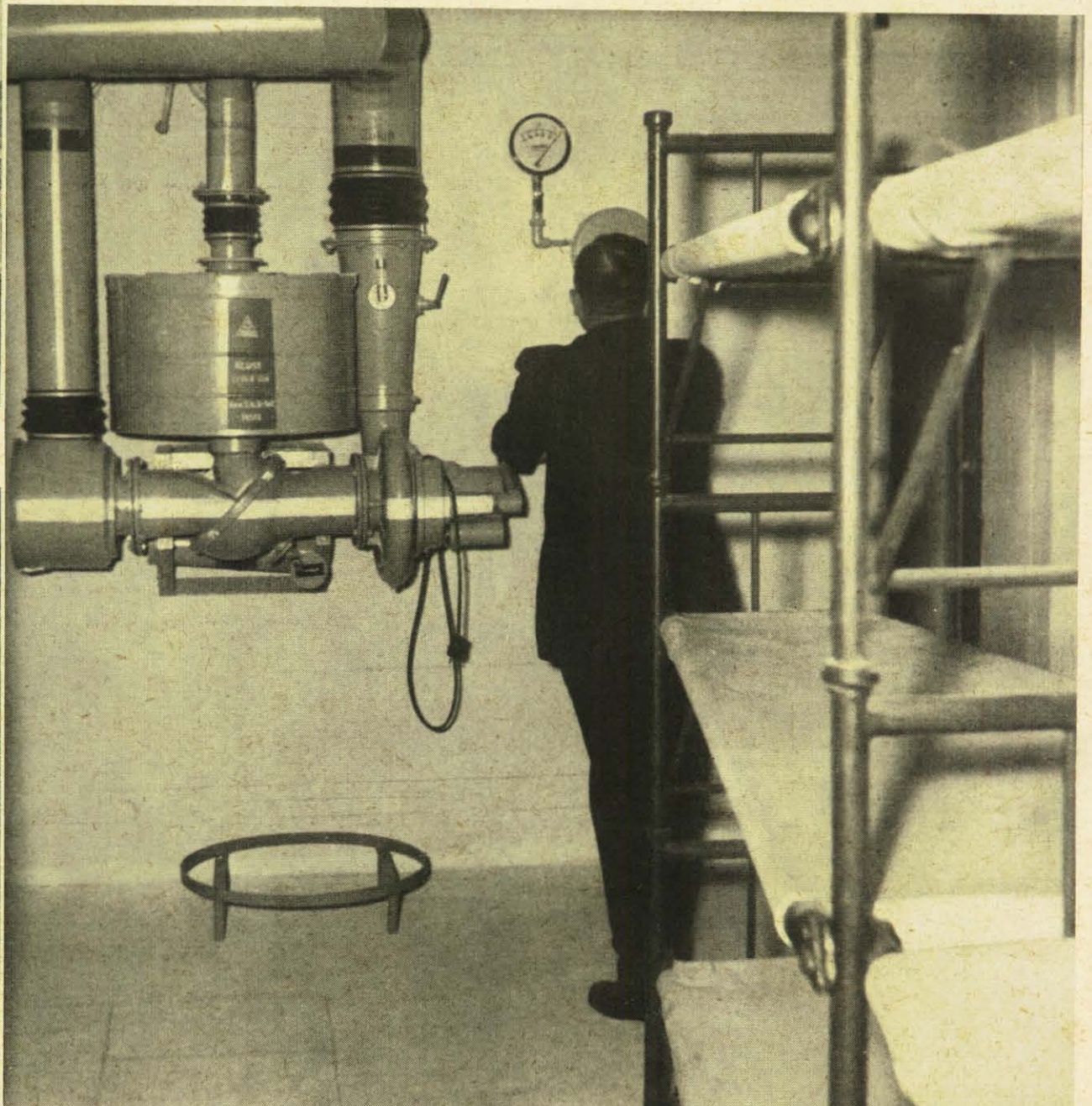
**Das ist die rauhe Wirklichkeit.** In der Schadenszone A würde dieses Haus vom  
Luftdruck weggefegt. Der Schutzraum A jedoch hält den entstehenden Drücken von 1,65  
bis 9,00 atü stand. Auch in den Schadenszonen B und C werden alle Bauten über der  
Erde beschädigt. Aber die Schutzbauten überstehen den Druck und weisen die Strahlung  
zurück. Allerdings ist es nicht allein damit getan, die Explosion im Schutzraum zu über-  
leben. Es muß auch Vorsorge getroffen sein, daß man diese Zufluchtsstätten trotz der  
obenaufliegenden Trümmernmassen wieder verlassen kann. Hierzu dienen die Notaus-  
lässe, die entweder waagrecht unter dem Trümmerschutt hinweg oder senkrecht  
nach oben durch ihn hindurch nach außen führen, um ihren Zweck zu erfüllen.



Als **ornamentaler Schmuck** der Fassade  
kann ein Luftschacht — wie hier — wirken.

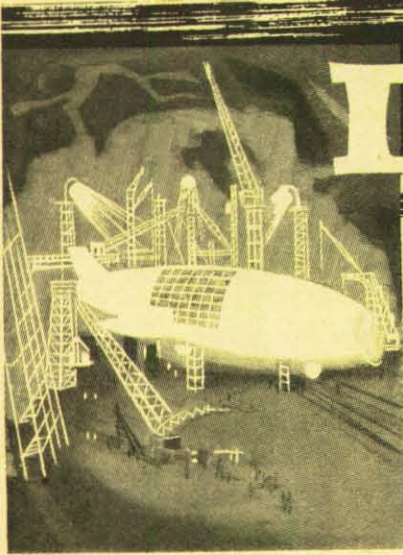


Eine **Atombomben-Druckwelle** von 10 atü  
hält diese neuartige Drucktür spielend aus. Sie  
wiegt 600 Kilogramm und verschließt den Eingang  
zum Schutzraum eines Ministeriums in Düssel-  
dorf, der nach neuesten Erfahrungen erbaut ist.



**Tagelanger Aufenthalt** in den Schutzräumen könnte nach einem Atombomben-Angriff notwendig werden, ehe die Verseuchung  
unserer Straßen beseitigt ist. Die zukünftigen Schutzräume müssen daher entsprechende Einrichtungen aufweisen können.





# DER TAG NULL

## Ein Reportage-Roman aus der Welt von morgen • Von Claus Eigk

In Gemeinschaft mit Birger Mundus, einem genialen Menschen, der in der Abgeschiedenheit der Südpolgend ein Weltraumschiff konstruiert hat, sind auch die beiden amerikanischen Zeitungsreporter Mabel Morena und Douglas Norman auf dem Monde gelandet, wo die kleine Expedition unter der Führung des Astronomen Professor Richter einen ausgedehnten Erkundungsrundgang macht, der sie mit einer völlig fremdartigen Welt in Berührung bringt. Ein Streifzug durch die Mond-Mare erweist sich als sehr überraschend und verhalf sämtlichen Teilnehmern zu ganz neuen Aufschlüssen.

Alle Rechte by: Gebr. Weiss-Verlag • Berlin

### 11. Fortsetzung

Die Fahrt über das Mare Imbrium führte zunächst in gerader Linie auf die endlos erscheinende Fläche hinaus. Da der Boden infolge der Quarzdecke völlig glatt war, wurde es möglich, mit einer Geschwindigkeit dahinzusausen, der der eines flott fahrenden Autos nicht viel nachstand.

Es war eine eigenartige Gespensterreise, dieses völlig lautlose Dahinjagen der taucherähnlich verummten, unförmigen Gestalten durch diese totenstarre, wesensfremde Welt, deren harte, übergrelle Lichtfülle in so merkwürdigem Gegensatz zu der sich pechschwarz wölbenden Riesenglocke des Himmels stand. Da der Mondboden unter der Quarzschicht keineswegs eben war, sondern berg- und talähnliche Formationen zeigte, hier bis hundert Meter tief abfiel, dort wieder vulkanartige Kuppen bis dicht unter die Oberfläche emporschickte, war es ein traumhaftes Schweben über sanfte Täler und schroffe Schründe und Abgründe, Bergspitzen und Hochebenen.

Mundus saß unbeweglich am Steuer und versuchte, die Orientierung auch dann nicht zu verlieren, als die letzten Alpenspitzen als Markierungspunkte hinter ihm versanken und flächster Horizont, wie auf einem irdischen Meer, dem Blick kein Merkmal mehr bot. Dabei war die Gefahr des Verirrens groß, da kein Kompaß funktionierte, nach dem man sich zu richten vermochte.

Dann plötzlich tauchte vor ihnen ein schroff bis 2400 Meter aufragender Doppelfels beträchtlichen Ausmaßes aus dem Mondboden auf. Es war der Pico, wie er auf Mondkarten heißt. Von hier aus hatte man im rechten Winkel nach Norden abzubiegen und tat es auch. Es ging im selben Tempo weiter, und bald danach wuchs aus dem Südwall das Ringgebirge Plato vor ihnen hoch. Es war nicht so wild und wuchtig wie die Alpenberge, erreichte aber ziemlich gleichmäßig eine Höhe von 1000 Meter. Ehe man jedoch auf seine Kammhöhe vorlangte, mußten sanft ansteigende Vorberge überwunden werden.

Wie schon mehrmals, wurde auch hier die Draisine auseinandergenommen und die geringen Lasten auf die Expeditionsmitglieder verteilt.

Ehe es bergan ging, erfolgte verabredungsgemäß das dritte und vorläufig letzte Rauchsignal. Seit der Landung auf dem Monde waren bisher immerhin zehn Stunden vergangen — wie man anhand der Erddrehung gut feststellen konnte —, und schon eine Stunde weiter war für die Kameraden auf der Erde der Mond „untergegangen“, um erst in etwa zwölf Stunden wieder aufzutauchen.

Als auch dieses Zeichen ihres großen Erfolges aufstiegen war, ging es in die zerklüfteten Hänge des Plato-Außenwalles hinein. Für irdische Verhältnisse wären die Wegelosigkeit, das Fehlen von Saumpfadern und Serpentin sehr beschwerlich gewesen. Hier

wurde es eine lächerlich einfache Sache. Einige Stellen, an denen man den „Weg“ versperrt fand und für deren Überwindung in irdischen Gebirgen alle möglichen Hilfsmittel nötig gewesen wären, wurden glatt übersprungen. Es machte sogar Spaß, in voller Ausrüstung scheinbar gewagte Sprünge von Fels zu Fels in traumwandlerischer Sicherheit auszuführen. So stand man in verhältnismäßig kurzer Zeit auf einer Paßhöhe nur wenig unterhalb des Kammes. Der natürliche Weg senkte sich jetzt und gab, nachdem man ihn vielleicht 200 Meter verfolgt hatte, ziemlich plötzlich den Blick auf die gewaltige, viel tiefer als das Mare Imbrium liegende Innenfläche des Ringgebirges Plato frei.

Dieses Ringgebirge Plato gehört zu jenen nur auf dem Mond vorkommenden, hier aber ungezählt häufigen Gebilden, die man Mondkrater, oder — in ihren größeren Formen — auch Wallebenen oder Ringgebirge nennt. Wie richtige Krater haben sie tiefliegende

Ebenen, die ringsum von ziemlich gleichhohen Wällen umschlossen sind. In der Größe sind sie ganz verschieden. Während es winzige Mondkrater gibt, deren Innenflächen nur ein oder ein paar Kilometer betragen, mißt die des Plato zum Beispiel 96 Kilometer in ihrer längsten Ausdehnung.

Das Bild der Innenfläche, die zweitausend Meter unter ihnen lag, war imponierend. Der gegenüberliegende Wall war so weit entfernt, daß er für ihre Blicke hinter der Mondkrümmung verschwand. Diese Ebene sollte nun durchquert werden.

Aber etwas ganz Besonderes fiel hier auf. Zum erstenmal sahen sie auf der Mondoberfläche etwas unscharf und verschwommen. Es war, als ob über der ganzen riesigen Fläche des Plato-Bodens ein feiner, dunkelgrauer Dunst läge.

„Das alte Geheimnis!“ erklärte Richter begeistert. „Die Wallebene des Plato ist die einzige von sämtlichen Ringgebirgen, die bei hochstehender

Sonne eine dunkle Färbung annimmt. Kein Astronom weiß, woher es kommt. Jetzt stehe ich vor der Lösung des Rätsels. Wahrscheinlich werden sich hier unter dem Plato Reste des ehemaligen Mondvulkanismus gehalten haben. Die hochsteigende, intensive Sonne wird den hier sehr dünnen Quarzfluß ausschmelzen, wodurch der poröse Boden magmatische Dämpfe freigibt. Infolge des Fehlens jeglicher Luftbewegung verharren sie unbeweglich und schlagen sich bei zunehmender Mondnähe tiefer zu Boden. Die Dämpfe können giftig sein. Ich weiß nicht, ob die Schutzanzüge ausreichen! Ich rate von einer Durchquerung ab!“

Doch Mundus wußte es. Ihre Schutzanzüge waren auch für chemische Gifte undurchlässig. Außerdem hatte er das unbeirrbar Festhalten an dem einmal gefaßten Entschluß zu einer höheren Prinzip erhoben und wollte davon nicht abgehen.

„Ich habe auch meinen Stolz!“ verkündete er daher humorvoll. Und es blieb bei der Wegroute.

Allerdings hielt Mundus es für angebracht, eine Pause einzuschalten. Sie waren und blieben Menschen und konnten nicht maschinengleich ohne Unterbrechung tätig sein. Gern sah das jeder ein, und zum erstenmal setzte oder legte man sich auf den Mondboden.

Während die Gespräche über die gut arbeitenden kleinen Kurzwellenapparate lebhaft liefen und Norman mit seinem Filmapparat alles aufnahm, was nur möglich war, hatte sich Mundus auf den Rücken gelegt, verschränkte die Arme unter dem Helm seiner Ausrüstung und starrte ausruhend in den Himmel.

Was für ein Himmel! Zwar waren es unverändert dieselben Sternbilder wie von der Erde aus gesehen, denn die für Weltraumverhältnisse bedeutungslose Entfernung von durchschnittlich 384 000 Kilometern war zu gering, um eine perspektivische Verschiebung zu bewirken, aber sie waren zwischen den markanten Sternen ausgefüllt mit einer Unzahl von Lichtpunkten, die auf der Erde nur große Fernrohre hervortreten ließen. Welch ein Wunder!

Welch ein Wunder überhaupt dieses ganze Erlebnis, dieses größte Abenteuer, das Menschen bis zur Stunde niemals erleben konnten. Welche Gnade, als erster Mensch seinen Fuß auf einen fremden Weltkörper zu setzen, in Gefilden wandeln zu dürfen, die traumhaft unerreichbar schienen, solange hergab, Brücken zu bauen, die von der Erde aus hinaus in den Raum zu anderen Welten führen. Welch wundervoller, großer Triumph! Welch stolze Höhe modernen Menschseins! Und zum erstenmal seit vielen arbeitsreichen Jahren überkam ihn wie eine große, beglückende Belohnung ein Gefühl tiefster, satter Befriedigung. Ob er wohl jemals wieder so glücklich sein konnte wie in diesen stillen Augenblicken seines größten Triumphes? Auf der fernan Erde wohl kaum. Denn die greifbar gewordene Weltgeltung seines Namens, die Würde seiner Oase am Südpol, die Treue der zauberhaften Barbara Kean — wer das alles in Vergleich zu setzen mit diesem ersten Griff nach den Sternen?

Er erschrak fast, als er sich versucht fühlte, diese Frage zu verneinen. Hatte die Sucht nach dem Ungeheuerlichen bereits so stark von ihm Besitz ergrif-



Wie einem exotischen Märchen entstieg sah die junge Tibbu-Fürstin in ihrer prunkvollen Aufmachung aus. An Schmuck hatte sie bei ihrer Aufmachung nicht gespart.



fen, daß sie jede leisere Regung seines Gefühlslebens übertönte? Wie gebannt starrte sein Blick auf den rotleuchtenden Mars, der wie eine unwiderstehliche Lockung aus dem Gewimmel der Sterne herausstach.

War das sein nächstes Ziel?

Eine knappe Stunde mochte so vergangen sein. Man hatte sich immer abwechselnd im Schatten und in der Sonne niedergelegt, da sich jede Temperatur, die ganz kalte und die ganz heiße, auf ihre Art unangenehm bemerkbar machte. Jetzt mußte es weitergehen. Der Rückweg zu Mutter Erde war noch weit.

Der Abstieg, hinunter zur Wallebene des Plato, mußte recht vorsichtig geschehen. Teilweise sehr steile Abstürze zwangen zu Umwegen, bis man auch das geschafft hatte.

Jetzt lag die Nebelschicht dicht vor ihnen. Woraus sie bestand, war nicht festzustellen. Teilweise machte die scharfe Sonne sie weithin durchsichtig, dann schien sie wieder dichtere Stellen zu haben. Überhaupt bedeckte sie den Boden nicht gleichmäßig, reichte an mehreren Stellen nur bis zu einem Meter hoch, während sie an anderen später wieder über ihren Köpfen zusammenschlug.

Die Bodenbeschaffenheit und die Kenntnis des Astronomen ließen mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch hier der Boden völlig eben war, zumal man von den geröllabgebenden Felswänden wegfuhr.

Mundus brachte daher die Draisine endgültig in die vorgesehene Richtung und keilte die Steuerung fest. Dann begann die Fahrt.

Sie dauerte auf der ungefähr 70 Kilometer betragenden Strecke knapp zwei Stunden und gehörte mit zu dem Abenteuerlichsten des ganzen Unternehmens. Was sie nicht vorausgesehen hatten, war, daß der Nebel nach dem tieferen Innern zu dicker und höher wurde. Zwar war er nie so dicht, daß man nicht mindestens zwanzig Meter weit zu sehen vermochte, aber doch so hinderlich, daß die Aufmerksamkeit zu verdoppeln war. Wie ein wuchtiges Geschloß riß die bemannte Draisine einen schnurgeraden Tunnel in die Nebelschicht, der wie ein Ariadnefaden hinter dem Fahrzeug abließ und im diffusen Licht der allmächtigen Sonne kilometerweit sichtbar blieb. Nun war man zwar Bewegungen gerade im Nebel durch den Aufenthalt in Nifflheim gewöhnt, aber hier war es doch etwas anderes. Ein beklemmender Eindruck senkte sich langsam auf sie alle herab. Sie fühlten sich lautlos und gelöst dahinschweben wie Götter. Und doch waren sie nur Menschen auf flüchtiger Durchreise in einer toten, gespenstischen Welt. Die Bemerkungen wurden seltener, bis schließlich alle schwiegen. Und doch überwog der Wunsch, von diesem Alpdruck des Plato wegzukommen.

Dann wurde der Nebel niedriger, die Sicht weiter, und der Nordosthang tauchte ziemlich plötzlich vor ihnen auf. Die Durchquerung des Plato war geglückt.

Nach einem nicht mehr ganz so mühelosen Anstieg auf eine günstige Paßübergangsstelle des Nordwalles tauchte bei ihnen allen der Wunsch auf, nochmals kurze Zeit zu rasten.

Norman, der Unermüdlische, benutzte diese Pause, um weitere Bilder dieser schaurig-schönen Mondwildnis einzufangen. Da erregte etwas ganz Besonderes fern am Horizont seine Aufmerksamkeit. Ein bunter Funkenregen schloß gegen den Himmel! Sternschnuppen? Aber nein, die konnte es ja in aufleuchtender Form auf dem Mond nicht geben.

Aber auch von Mundus war das bemerkt worden. Er sprang hoch und rief: „Ach herrjeh! Das Notsignal unseres Raumschiffes! Sofort weiter! Höchste Eile!“

Mehr war nicht zu sagen. Die Uner-schrockenheit und Disziplin aller waren so groß, daß jeder ohne besondere Erregung das Richtige tat. Die Teile der auseinandergenommenen Draisine wurden aufgenommen, und ohne Fragen und Diskussionen ging es bergab.

Da derselbe Weg zurück zu weit gewesen wäre, gab es nur den Durch-

bruch zum Mare Frigoris und die bisher beabsichtigte Schlußroute.

Eilig, aber doch vorsichtig, turnte man, teils in großen Sprüngen und Sätzen, über die ausgedehnten Vorberge des Plato in östlicher Richtung ab. Aber es bedurfte einer vollen Stunde Weges, ehe es möglich war, die Draisine wieder zu gebrauchen.

Der weitere Weg machte nun keine Schwierigkeiten mehr. Glatte Marefläche lag vor ihnen. Der Rand der Platovorberge und später der nördlichen Alpen gab die unverkennbare Wegrichtung. Da man sich pausenlos am Triebwerk ablöste und mit höchstmöglicher Geschwindigkeit dahinsauzte, keinen, aber auch gar keinen überflüssigen Aufenthalt einschob, schien es möglich zu sein, diesen Restweg in vier Stunden zu schaffen.

Die Zeit verrann in nervöser, kraftfressender Hast. Zur linken Hand weitete sich flach und nichtssagend die sonnenüberglänzte Marefläche bis zum pechschwarzen Horizont. Das Silberband der Milchstraße stand fast senkrecht auf dem fernen Rand, als ob es aus dem Mondboden erwüchse. Rechts türmten sich sanft ansteigende Hügelketten in runden, weichen Formen, im Lichte der Sonne gelb, grau und grün schimmernd. Dunkelblau lagen Schatten zwischen ihnen und unterstrichen die Vielfalt der Täler, Paßgänge und Schluchten, die fremdartig ins Unbekannte führten. Eine sinnverwirrende, geheimnisvolle Welt! Tot, starr, feindlich und doch so zauberhaft.

Aber das große romantische Interesse begann zu erlahmen. Es zeigte sich, daß auch hier Erschöpfungsercheinungen auftreten konnten. Trotzdem biß jeder die Zähne zusammen. Aber schließlich ging doch der Atem immer kürzer, das Blut pulste dröhnend durch die Adern, und leichte Schwindelanfälle warnten hier und da vor der drohenden Gefahr körperlichen Zusammenbruchs. Da so etwas hier das Ende bedeutete hätte, mußte man mit aller Willenskraft dagegen angehen. So hielten sie denn auch mit eiserner Energie durch. Aber insgeheim war jeder froh, daß sich endlich zwischen den sich hochkeilenden Nordmauern der Alpen die mächtige Weite des Alpentales auftat. In kurzem Bogen ging es hinein.

Jetzt wurde der Weg sogar abschüssig. Man schaltete das Triebwerk ab und riskierte es, die Draisine einfach laufen zu lassen. Die sehr gute Erfahrung mit dem glatten Boden gestattete die Schußfahrt. In erheblichem Tempo wurden die letzten 50 Kilometer innerhalb des Quertales zurückgelegt, bis schließlich über dem vor ihnen herrrollenden Horizont ihr Raumschiff die Brücke zur Erde, auftauchte. Die Draisine wurde zum Halten gebracht. Die Expedition war zu Ende.

Dr. Martini kam ihnen im Mondanzug entgegen. Er teilte sofort mit, was geschehen war. Bei einer Überprüfung der Raumschiffwände mit dem Geiger-Müllerschen Zählapparat war Wieland dahintergekommen, daß die Wände aus unerklärlichen Gründen porös geworden sein mußten; denn sie ließen in steigendem Maße viel mehr von der gefährlichen Ultrastrahlung durch, als sein durfte. Die Zurückgebliebenen hatten sich daraufhin sofort in die schützenden Mondanzüge geworfen und kurz entschlossen in Abständen von fünf Minuten zwanzig Notraketen abgefeuert. Eine davon hatten Norman und Mundus gesehen.

Mundus fiel ein Stein vom Herzen über diese wundervolle Umsicht seiner Getreuen. Namentlich Wieland war ja gar nicht mit Gold aufzuwiegen. Denn dieselbe Entdeckung, auch nur eine Stunde später gemacht, hätte für die zurückgebliebenen drei verhängnisvolle Folgen haben können.

Selbstverständlich gab es nichts weiter als sofortigen und schnellsten Rückflug zur Erde. Wahrscheinlich waren die Wände nicht nur durchlässig für Raumstrahlung, sondern durch den unaufhörlichen Beschuß mit Energiequanten von solcher Stärke selbst radioaktiv geworden. Eine neue Gefahr des Weltraumes, die man nicht vorausgesehen hatte, war damit erkannt.

Schade um das wundervolle Schauspiel der Mondfinsternis, die in wenigen Stunden begann. Man konnte es auf keinen Fall mehr abwarten.

Die Mondanzüge mußten auf dem Rückflug anbehalten werden; denn ohne diesen Schutz hätte man sich ebenso gut dem Streufener einer Maschinengewehrkompanie aussetzen können. Hier wie dort wäre es auf Selbstmord hinausgelaufen.

Einer nach dem anderen wurde nun in das Innere geschleust. Der Professor, nicht ohne einen letzten, wehmütigen Blick auf diese starre, tote, so gefährliche und doch so unendlich interessante Welt zu werfen. Aber die körperliche Erschöpfung, die ihn fast umsinken ließ, erleichterte ihm den Abschied. Auch tröstete ihn die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen.

Bereits zehn Minuten später rollte der ungefüge Koloß über den Mondboden, hob sich mühelos ab und nahm Kurs auf den Planeten Erde.

Achtzehn Stunden später landete das Raumschiff auf dem Rollfeld der Oase am Südpol. Die verummten, vollkommen erschöpften und ausgehungerten, aber glückstrahlenden Gestalten schwankten aus dem Innern über den völlig leeren Flugplatz auf bereitstehende Autos zu. Obgleich jeder in Nifflheim wußte, daß das Raumschiff kam, hielt man sich ängstlich in respektvoller Entfernung zurück. Durch rechtzeitigen Funkspruch hatte Mundus davon Mitteilung gemacht, daß gefährliche Radioaktivität vorlag.

Natürlich war alles mit äußerster Umsicht vorbereitet worden. Die Tore zur unterirdischen Halle waren weit geöffnet. Auch die Anlage für die Hergabe Schweren Wassers war bereitgemacht. Mundus rollte daher mit Walter und Wieland zusammen das Raumschiff sofort in die Halle, schloß die Tore und Schleusen und setzte dann die Berieselung mit Schwerem Wasser in Tätigkeit, von der man sich das Ablöschen der Radioaktivität im Verlauf der nächsten Wochen versprach.

Dann erst entledigten sie sich der jetzt im Bereich der irdischen Schwere ungeheuer lästigen Mondanzüge und begaben sich zum Turmhaus hinüber, wo sie mit ungeheurem Jubel empfangen wurden.

Während sich einige der Weltraumfahrer sofort in ärztliche Behandlung begeben mußten, waren andere — abgesehen von der großen Erschöpfung — völlig gesund. Zu ihnen gehörte auch Mundus, der nach den ersten erregten Debatten und flüchtigen Berichten etwas ab und dann ein Bad verlangte. Im Bad allerdings — schlief er ein!

Womit der erste erfolgreiche Flug zum Mond beendet war.

### Mondfinsternis

Während so auf dem Erdenmond eines der größten Abenteuer vor sich ging, das Menschen jemals erleben können, bahnte sich im Herzen der Sahara etwas an, das man eher ein Lustspiel nennen konnte.

Die scheinbare Einwilligung, die Frank Eigbrecht dem Tibbu-Edlen Bisra Kolokomi zum Raub ihres gesamten Eigentums in Aussicht gestellt hatte, bewirkte, daß sie die erste, wichtige Nacht verhältnismäßig ungestört blieben.

Bereits um sechs Uhr nachmittags stand der Gittertubus des Fernrohres mit dem mächtigen Spiegel, und Dr. Kibitzki hielt die Spezialfotoapparate mit hochempfindlichen Filmen zur Aufnahme bereit.

Die Luft war wundervoll klar und ruhig, und die Bilder, die das Fernrohr lieferte, stehend scharf. Man ging auf eine 750fache Vergrößerung und hatte das Bild der Mondalpen mit dem Quertal genau vor Augen.

Gegen zwanzig Uhr gab es die erste gewaltige Aufregung, als Kibitzki glaubte, einen dunklen Punkt zu sehen, der bisher nicht vorhanden gewesen war — das verabredete Rauchsignal.

In fieberhafter Hast wurden dutzende von Aufnahmen gemacht und sofort entwickelt. Die Abzüge ergaben, daß keine Sehtäuschung vorlag. Einer der Funker, der in kurzen Abständen das Nifflheim anrief, erhielt von dort

auch die Bestätigung gefunkt, daß Mundus mit seinem Raumschiff auf dem Mond gelandet war. Man wußte aber auch, daß die Sprechverbindung Erde—Mond nun abbrach, weil diese Mondexpedition aus Gründen des Platzmangels und der Transportschwierigkeiten eine weitreichende Funkapparatur nicht mitschleppte.

Jetzt wich man nicht mehr vom Fernrohr. Da die grell beleuchtete Fläche des Vollmondes die Augen sehr anstrenge und Blendgläser aus Besorgnis, daß man etwas übersehen könne, nicht benutzt wurden, lösten Kibitzki, Eigbrecht und ein astronomisch gut bewandelter Monteur einander ständig ab.

Gegen Mitternacht wiederholte sich dann die Erscheinung an der Grenze der Alpen zum Mare Imbrium und morgens gegen fünf noch einmal am Südfuß des Ringgebirges Plato. Es bestand also kein Zweifel mehr, daß bis dahin alles geglückt war.

Nun gingen die entsprechenden Funksprüche an die Südpol-Oase ab, und einige Flaschen Wein wurden auf das Gelingen der großen Tat getrunken.

Eigbrecht aber mußte in all dem Freudentaumel einen klaren Kopf behalten. Wenn er von dem vorzeitigen Abbruch der Mondexpedition gewußt hätte, wäre es ihm jetzt möglich gewesen, einfach zu starten und diese ungastliche Stätte zu verlassen. So aber mußte er entsprechend der an ihn ergangenen Weisung noch einen vollen Tag und eine volle weitere Nacht bleiben, um die zu erwartende Mondfinsternis zu beobachten und weitere Signale fotografieren zu lassen.

Und das wurde jetzt schwierig.

Die Verhandlungen mit dem von ihm gefangen genommenen Tibbhauptling hatten ergeben, daß der alte Bisra Kolokomi wohl schon längst abgesetzt worden wäre, wenn man seine Fähigkeiten der Zauberei nicht geführt hätte. Die Frau des Alten, die junge Edle, war die Nichte des Häuptlings, und es bestünde schon die Möglichkeit, mit ihr gemeinsam die Regentschaft an Stelle des Bisra zu übernehmen.

Eigbrecht hatte den Hauptling freigelassen und ihn im vollen Schmuck seiner Waffen zu den ringsum lagernden Tibbu geschickt. Er kam immer wieder freiwillig zu ihnen zurück und hoffte ganz offenbar auf Unterstützung bei dem beabsichtigten Staatsstreich.

Nun war es Eigbrecht ganz gleichgültig, wie die Tibbu regiert wurden und von welchem Lügner sie sich ausbeuten ließen. Aber die feindliche und beleidigende Haltung des Edlen hatte so etwas wie natürliche Vergeltungsgelüste in ihm wachgerufen. Wenn es möglich wäre, sollte dem bei seinen Leuten offensichtlich beliebten Hauptling geholfen werden.

Zuerst wollte er die angekündigte Unterredung mit der jungen Edlen abwarten. Aber sie kam nicht. Wahrscheinlich war ihr der gerissene Alte auf die Spur gekommen und hatte ihr diese Palastrevolution versalzen. Immerhin war das sein gutes Recht als Ehemann und Fürst.

So brach nach der ersten ungestörten Nacht der Tag an, und prompt stellte sich gegen Mittag wieder Bisra Kolokomi mit riesigem Gefolge und seiner Ehefrau ein. Beide blieben diesmal tief verschleiert, was Eigbrecht mit Recht als ungünstiges Zeichen wertete.

Außerdem hatte er einen jüngeren, wild blickenden Mann bei sich, durch dessen Vermittlung er sprach. Er richtete also seine Worte durch den Dolmetsch nicht direkt an Eigbrecht, was eine weitere große Beleidigung bedeutete. Kurz und bündig ließ er seine Forderung von gestern wiederholen und verlangte die Herausgabe alles dessen, was er haben wollte.

„Also, jetzt platzt mir der Kragen!“ sagte Eigbrecht mit kaum verhaltener Wut zu Bergmann. „Hole den Tibbhauptling Max, damit er genau wie dieser wilde Fliegler als Redner auftreten kann.“

Auch Bergmann hielt das für klug und schaffte den Tibbu zur Stelle, der schon im Hintergrund gewartet hatte.

„Sag ihm“, brüllte Eigbrecht jetzt los und verlangte, daß auch sein Schreien möglichst getreu nachgeahmt wurde, „daß er der Urenkel aller Verrückten



ist, wenn er glaubt, auch nur einen Hosenknopf von uns zu kriegen. Sage ihm aber auch, daß ich ihn über den Haufen schieße, wenn er nur eine Hand rührt, um die Feindseligkeiten zu eröffnen. Wir sind viel besser bewaffnet als alle Tibbu zusammen und halten es für eine Schande, wenn er Hunderte seiner jungen Krieger für einen frechen Raub in den Tod jagen will. Sage weiter, daß wir erfahren haben, wie unbeliebt er ist und wie seine Tibbu nichts sehnlicher wünschen, als daß er vom Teufel geholt wird. Er soll sich entweder umbringen oder als Eremit in die Einsamkeit gehen und Heuschrecken fressen. Wir haben jedenfalls mit ihm nichts mehr zu tun, betrachten ihn nicht mehr als regierenden Edlen, sondern verhandeln nur noch hier mit dem Häuptling, der tapferer, klüger und vor allem ein viel größerer Zauberer ist als er!"

Diese Rede wurde tropfenweise übersetzt, wobei Bergmann den Häuptling, dieser den wilden Sprecher und der den Fürsten anschrte.

Die Wirkung war haarsträubend. Der Alte riß sich den Schleier vom Gesicht, schrie, geiferte und spuckte, hob — Allah anrufend — die Arme zum Himmel und machte mehrmals Miene, Eigbrecht anzuspringen. Aber schon beim ersten Versuch hatte dieser die Pistole gezogen und kitzelte ihm damit die Nasenspitze. Die tiefste Wirkung jedoch hinterließ die Behauptung, daß der Häuptling ein größerer Zauberer sein sollte als er. Er kriegte einen hysterischen Lachanfall und schrie seinen Leuten die Ungeheuerlichkeit dieser Behauptung zu.

Aber die Aufnahme dieser Eröffnung durch seine Leute war geteilt. Es schien, als ob viele nicht abgeneigt wären, ihr Glauben zu schenken. Hier zeigte es sich deutlich, wie sehr doch der Alte unbeliebt war.

Alle, auch die Wachen der Nacht, waren dicht herangekommen. Aber man duldet es, weil man sich von ihrer Teilnahme an dem Wortstreit viel versprach.

Eigbrecht erkannte sehr klug die wunde Stelle bei Bisra Kolokomi und hakte hier erst recht ein.

„Was kannst du denn schon zaubern?“ höhnte er. „Du kannst nur lügen und rauben und deine Leute bestehlen. Aber hier, der große Häuptling der Tibbu Reschade, der Onkel deiner Frau, kann den Mond dunkel machen und verschwinden lassen. Kannst du das auch, du stinkende Quelle der Dummheit?“

Der Lärm, den der Alte machte, ging unter in dem wüsten Streiten, das sich nun unter seinen Leuten erhob. Während es einige — wie man herausfand — als unmöglich hinstellten, daß der biedere Häuptling über solche außergewöhnlichen Eigenschaften verfügte, hielten es andere ganz offensichtlich für glaubhaft. Der Häuptling selbst aber stand wie ein Fels und gab seinem an sich schon etwas einfältigen Gesicht einen so dummen Ausdruck, daß ihm jeder anmerken mußte, wie wenig er selbst von der ihm angehängten Zauberkraft überzeugt war.

„Beruhige ihn schnell, Max, und sage ihm, daß wir die Sache schon schaukeln werden. Sonst macht er noch Unsinn und streitet es ab!“ flüsterte Eigbrecht seinem Kameraden zu. Der Häuptling atmete denn auch auf, ahnte natürlich, daß er Unterstützung von seiten der Weißen zu erwarten habe, und nahm die Pose eines undurchsichtigen Mannes an.

In dem allgemeinen Drunter und Drüber bildeten sich schließlich zwei Parteien, die ungefähr gleich stark sein mochten. Da griff plötzlich jemand ein, der sich bisher sehr schweigsam und abwartend verhalten hatte — die Fürstin!

Daß sie ihren um fünfzig Jahre älteren Ehemann nicht liebte, lag wohl auf der Hand, zumal er ein Tyrann reinsten Wassers war. Und dann hatte sie in dieser Gegend, wo teilweise noch das Mutterrecht die Rechte des Mannes übertrumpft, Stimmgewalt genug, um auch zu den Kriegern sprechen zu dürfen. Sie enthüllte ihr Gesicht und redete mit weithin schallender Stimme zu den Tibbu. Das, was sie sagte, war

überraschend klug und in eine Form gebracht, die auch dem dümmsten Tibbu einleuchten mußte. Die ganze Sache sei doch furchtbar einfach. Wenn hier der Häuptling, ihr Onkel, der gleichfalls aus den Geschlechtern der Edlen von Tibesti stammte, imstande war, den Mond zu verdunkeln, war er unbedingt ein viel größerer Zauberer als Bisra Kolokomi. Ihm gebühre dann die Herrschaft über den Stamm. Wenn nicht, so hatte er gelogen und gehörte vor das Gericht der Ältesten. Man müsse also bis zum Abend warten, um dem Häuptling Gelegenheit zu geben, seine Zaubermacht zu offenbaren.



Trotz des Protestes ihres vor Wut schäumenden Herrn und Gebieters wurde dieser Vorschlag von allen angenommen. Drohungen ausstoßend sprang der Alte endlich auf sein Pferd und galoppierte mit sehr klein gewordenem Anhang davon.

Die nächsten Stunden bis zum Abend vergingen für die Weißen in heiterster Stimmung. Sie bewirteten die junge Fürstin und den Häuptling ausgiebig und machten sie sich zu Freunden fürs Leben.

Allerdings schwitzte der Häuptling Blut und Wasser und war erst zu beruhigen, als ihm Eigbrecht feierlich versicherte, er werde ihm den Trick mit der Verdunklung des Mondes schon beibringen.

Die junge, hübsche Tibbafürstin war trotz der ursprünglich feindlichen Absicht dieses Besuches orientalisch märchenhaft hergerichtet. Sie mußte dazu allein einen halben Tag gebraucht haben. Die Gewänder aus feinstem Musselin flossen in dekorativen Falten um ihre frühzeitig üppigen Formen. An Handgelenken, Armen und Füßen klirrte es von Schmuck. Eine Duftwolke geheimnisvollster Gerüche umschwebte sie. Ihre Lippen und Augenbrauen, die Finger- und Fußnägel knallten vor Farben. Die Pupillen ihrer mandelförmigen Augen schwammen in Belladonna. All dieser Aufwand konnte nicht ohne Absicht geschehen sein. Jedenfalls war es nicht wahrscheinlich, daß sie es dem ledernen Alten zuliebe getan hatte. Eigbrecht wurde dann auch immer unsicherer, als sie ihn ständig mit koketten Blicken bombardierte. Er wurde sogar ganz unruhig, als sie mit halblauter Stimme durch Bergmann das Wort an ihn richtete.

Bergmann hörte aufmerksam zu, setzte dann eine möglichst neutrale Miene auf und wandte sich dolmetschend an Eigbrecht.

„Es ist gut, daß du sitzt und nicht umfallen kannst, Frank — die Fürstin hat nur eine kleine, bescheidene Frage, ob du vielleicht Lust hättest, Oberhäuptling der Tibbu zu werden?“

Eigbrecht war nicht begriffsstutzig. „Was denn — mit der Fürstin als Frau —?“

„Ja! Der Vorschlag ist ernst gemeint. Du gefällst ihr. Sei vorsichtig mit Mienspiel und Antwort!“

„Verdammt noch mal, was mache ich da?“

„Nimm sie mit ins Nifheim!“

„Fällt mir nicht ein, dann habe ich sie für immer auf dem Hals!“

„Wenn du ‚nein‘ sagst, kann es gefährlich werden. Ihre Leidenschaftlichkeit ist unberechenbar. Wir können, wenn ihre Zuneigung in Haß umschlägt, in einer Stunde Mord und Totschlag haben!“

„Also gut, greifen wir zu einer diplomatischen Lüge. Sage ihr, daß sie die schönste Frau unter Mond und Sonne ist. Ich habe keinen größeren Wunsch, als sie zur Herrin meines ausgedehnten Harems zu machen. Aber ich muß erst die Sprache ihres Landes erlernen. Dazu brauche ich drei Monate, nach deren Ablauf ich hier wieder aufkreuzen werde. Sie soll so lange auf mich warten!“

Während Bergmann dolmetschte, setzte Eigbrecht sein lebenswürdigstes Lächeln auf. Zur Unterstützung ergriff er die Hand der Fürstin und küßte sie. In einem geradezu wilden Temperamentsausbruch wurde sie überaus lebhaft und redete schnell auf Bergmann ein.

Bergmann grinste Eigbrecht an. „Du hast dich verrechnet, mein Freund. Sie ist bereit, umgekehrt deine Sprache zu erlernen! Du sollst hierbleiben!“

Eigbrecht fühlte sich von der kleinen Halbwilden förmlich in die Enge getrieben. „Zum Teufel — sie ist doch noch verheiratet!“

„Wenn ich ihr das vorwerfe, ermordet sie den Alten noch in dieser Nacht!“

„Um ihn wär's nicht schade, aber mich kriegt sie deshalb doch nicht. Was mache ich da?“

„Laß mich nur machen. Ich bringe ihr bei, daß du in deinem Heimatland erst Ordnung schaffen mußt, ehe du in ihre Arme eilst! Schließlich bist du ein großer Häuptling, der seinen Stamm nicht von heute auf morgen verlassen kann!“

Und so geschah es denn auch. Die Fürstin hörte verzaubert zu, nickte eifrig, lächelte sehr viel und war zufrieden. Für Eigbrecht aber fing die Zeit an knapp zu werden.

Von den anwesenden Tibbu wich keiner aus der Umgebung des Lagers. Als der Abend nahte, kamen aus verschiedenen Tälern der Umgebung noch weitere hinzu, um der gewaltigen Zauberverprobe beizuwohnen. Viele erinnerten sich daran, den Mond schon einige Male dunkel gesehen zu haben. Also war das ein Werk dieses Häuptlings gewesen, und keiner hatte geahnt, was für eine Leuchte der Zauberei in ihrer Mitte weilte.

Schließlich kam der Mond am Abendhimmel herauf, und der auf die Minute bekannte Zeitpunkt des Beginns der Verdunkelung nahte.

Während sich Dr. Kibitzki und seine Helfer wie in der vergangenen Nacht an das Fernrohr begaben und sich durch nichts von ihrer vermeintlich wichtigen Arbeit abhalten ließen, hatte Eigbrecht die Regie der Zauberei übernommen. Den Häuptling der Tibbu über die Hintergründe des kosmischen Vorganges aufzuklären, war sinnlos. Er hätte sie doch nicht verstanden. Statt dessen erteilte er ihm einen Kursus in „Zauberei“. Das heißt, in einem der aufgestellten Zelte machte er ihm mit todernstem Gesicht eine Anzahl normaler Freiübungen mit Armeschwenken, Drehungen und Rumpfbeugen vor, mit denen er die Verdunkelung heraufbeschwören sollte. Der Häuptling machte auch alles sehr ernst mit, während sich Bergmann, der dolmetschen mußte, vor unterdrückten Lachkrämpfen wand.

Zehn Minuten vor Beginn der Verdunkelung ließ man den Mann auf dem Rumpf eines der Flugzeuge aufstellung nehmen. So war er weithin sichtbar und stand im Mittelpunkt von dreitausend Blicken, die gespannt an ihm hingen.

Genau so, wie er es gelernt hatte, beugte, drehte und wand sich der Häuptling, so daß Eigbrecht und die anderen vor heimlichem Lachen mit den Feldstühlen durchzubrechen drohten. Aber der „Erfolg“ stellte sich ein; denn siehe da, ganz langsam fing der Mond an, sich zu verdunkeln.

Die staunende und ergriffene Masse hielt beinahe den Atem an, als der Häuptling es nach mehr als einer Stunde Beschwörung geschafft hatte,

den Mond völlig verschwinden zu lassen.

Völlig erschöpft von der Anstrengung und selbst erschüttert von seinem rätselhaften Erfolg, wankte der Häuptling schließlich in das Zelt zurück.

Natürlich wußte Eigbrecht, daß die totale Verfinsternung in diesem Falle 42 Minuten betrug. Die Zeit mußte genutzt werden, um dem Häuptling und der jungen Fürstin endgültig auf den Fürstenthron zu helfen. Er ließ daher den reglos in Schweigen erstarrten Tibbu verkünden, daß der große Magier nicht eher den Mond blank putzen werde, ehe man ihn nicht durch Zufur zum Oberhaupt des ganzen Stammes gewählt habe und der jungen Edlen an seiner Seite die Regentschaft übertragen habe.

Die Beratung der schnell versammelten Ältesten dauerte nur wenige Minuten. In feierlicher Zeremonie kamen sie ins Lager und gaben das verlangte Versprechen.

Also ging der Tanz der Verrenkungen noch einmal los. Nach weiteren zwei Stunden waren der Mond wieder blank und Bisra Kolokomi abgesetzt.

Die erste Amtshandlung des neuen Edlen war, daß er auf Eigbrechts Wunsch hin sämtliche Tibbu nach Hause schickte. Man brauchte den Rest der Nacht für Arbeiten am Fernrohr sowie für die Abflugvorbereitungen. Als letzte gingen schließlich der neue Edle und die junge Fürstin.

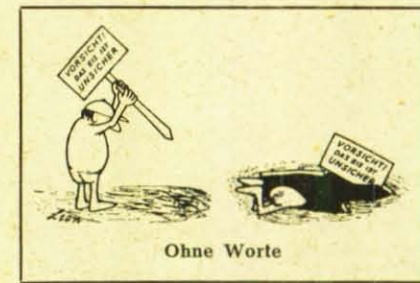
Während der etwas dümmliche Häuptling vor Stolz und Eitelkeit fast auseinanderplatzte, schien die hübsche Tibbu klüger zu sein als sämtliche Häuptlinge. Sie reichte Eigbrecht die schmale, braune Hand, blitzte ihn, spöttisch lächelnd, aus großen Augen an und sagte etwas, das Bergmann wie folgt übersetzte: „Ich weiß, daß der Häuptling gar nicht zaubern kann. Aber es wird sein Schaden sein, daß er es trotzdem glaubt! Wenn du wiederkommst, ist jedenfalls alles vorbereitet, was zu unserem Glück nötig ist!“

Dann nestelte sie graziös den Litham vor das Gesicht, nickte Eigbrecht noch einmal zu und sprang mit sichtbarer Freude aufs Pferd. Beide Männer blickten ihr einen Augenblick lang nach.

„Ich kann mir nicht helfen, Frank, sie ist eine interessante kleine Frau!“ bemerkte Bergmann. „Ich an deiner Stelle —“

„Ah, interessant!“ wehrte Eigbrecht ab. „Sie ist ein raffiniertes Biest, das als erstes den Trottel von Häuptling umbringen wird, wenn er versuchen sollte, beim nächsten Vollmond wieder Freiübungen zu machen. Bestimmt überlegt sie jetzt schon, ob sie Gift oder Dolch nehmen soll! Auf mich kann sie jedenfalls warten, bis sie noch schwärzer wird, als sie schon ist!“

Dann wandten sie sich Dr. Kibitzki zu, der die ersten entwickelten Aufnahmen dieser Nacht kontrollierte.



Der Astronom war sehr beunruhigt. Er hatte keine weiteren Rauchsignale entdecken können. Gewiß brauchte das noch nichts Schlimmes zu bedeuten, machte aber alle trotzdem sehr nachdenklich.

Bei Morgengrauen brach man dann alles ab, belud die Flugzeuge und schwebte nach glattem Start zurück in Richtung Südpol, Unruhe im Herzen über das Schicksal der Kameraden aus dem Raumschiff, die indessen wohlbehalten wieder in Nifheim gelandet waren.

(Schluß des I. Teils unseres Romans; Teil II beginnt in der nächsten Nummer unter dem Titel „Das Rote Rätsel“.)



# Skandal in Paris

Fortsetzung von Seite 11

Arlette erfaßt sofort die Situation. Sie weiß: dieser Mann wird gesucht. Das ist ein gehetztes, eingekreistes Tier, das vor nichts zurückschrecken wird! Und wenn sie mit diesen Dingen auch nichts mehr zu tun haben will, ihr Herz ist sofort auf der Seite des Verfolgten.

„Langsam! Immer mit der Ruhe! Ihr werdet ja wohl noch warten können!“ sagt sie laut, während der Eindringling mit dem gezückten Revolver sich blitzschnell und lautlos hinter einem Vorhang verbirgt.

„Was wollt ihr von mir? Da, meine Entlassungspapiere sind in Ordnung“, erklärt Arlette, als sie endlich die Tür öffnet.

Kriminalrat Alfandari blickt in die Papiere.

„Oh, Madame kommt gerade aus dem Gefängnis?“ sagt er und tut überrascht.

„Ich habe drei Monate abgesessen. Wir sind quitt! Und von eurem bloßen Anblick wird mir schon übel“, sagt Arlette schnodderig. „Los! Verschwinden Sie jetzt!“

Der Kriminalrat tritt ins Zimmer. „Nur keine Aufregung. Wir sind hinter einem her, der 'ne Bank beraubt hat.“

„Na und? Deshalb müssen wir alle aus dem Bett geholt werden?“

„Ein ziemlich gefährlicher Bursche. Falls er Ihnen mal begegnet — er geht meistens über die Dächer!“ sagt der Kriminalrat warnend und blickt sich im Zimmer um. Da er nichts findet, zieht er sich wieder zurück. Arlette aber ist allein mit einem Mann, der für einen Gewaltverbrecher gilt.

Der Mann steht mitten im Zimmer und sieht sich lauernd um. Die Waffe hat er jetzt weggesteckt. Aber er zittert.

Arlette betrachtet ihn nachdenklich. Ein hübscher Junge, stellt sie sachlich fest. Augenblicklich sieht ihm zwar die Angst aus den Augen, aber sonst... Sie macht eine abwehrende Bewegung, obwohl der Mann sich gar nicht gerührt hat. Zu dumm, daß ausgerechnet immer die nettesten Kerle krumme Wege gehen müssen! Ob das nur in Paris so ist, oder überall, denkt Arlette.

„Kollegin also! Warst grad im Knast, wie ich höre“, sagt der Einbrecher, leise auflachend und macht sich in einem Sessel bequem.

Arlette schrickt auf. Nur nicht wieder mit solchen einlassen, nie wieder! schreit es in ihr. Außerlich bleibt sie ruhig und sagt: „Kapiert du also, daß ich nicht darauf brenne, wieder hinzukommen! Darum mach, daß du weiterkommst! Und zwar ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf. Ich hab' genug von euch Scharfschützen!“

„Irrtum, Kleines! Erstens hab' ich keinen Menschen umgelegt, zweitens kann ich erst abhauen, wenn die Polente aus dem Viertel verschwunden ist, klar? Na, siehst du!“

„Ich bin ein Glückskind! Kaum draußen, fängt der Ärger schon wieder an!“ ruft Arlette gereizt aus und versucht noch einmal, den Mann zu überreden, sie nicht in die Geschichte hineinanzuziehen.

Doch dieser charmante Gangster scheint ein ungerührter Bursche zu sein. Er macht sich auf zwei Sesseln ein Nachtlager zurecht und erklärt, daß er das Bett großmütig Arlette überlasse. Und schläft tatsächlich ein.

Arlette kriegt die ganze Nacht kein Auge zu. Kaum daß es dämert, steht sie auf, zieht sich leise an und verläßt, ohne daß der Mann es merkt, die Wohnung. Sie kauft Brötchen fürs Frühstück. Und eine Zeitung.

Arlette erstarrt, als sie die Titelseite sieht. Gleich oben erblickt sie das Bild des Mannes, den sie in ihrem Zimmer verbirgt. Er hat bei dem Bankraub einen Polizisten erschossen. — Was tun? Mein Gott, was jetzt tun? denkt sie verwirrt, während sie mit der Zeitungsfrau ein paar gleichgültige Worte wechselt.

„Du Schuff! Du Schweinehund! Du Drecksack!“ So unsanft weckt sie den Fremden wenige Minuten später.

Michaud erhebt sich gähnend und reibt sich die Augen. Er muß erst einen Augenblick zur Besinnung kommen. Dann steht er vollends auf und geht, ohne sich um die vor Wut bebende Arlette zu kümmern, in die Badnische, um Toilette zu machen. Sein Instinkt sagt ihm, daß er trotz allem einen gewissen Eindruck auf Arlette gemacht hat, daß er ihr zumindest nicht unsympathisch ist.

„Da, du Mistvieh!“ zischte Arlette außer sich und wirft ihm die Zeitung hin, die sie soeben gekauft hat. „Und mir erzählst du, du hast keinen Menschen umgelegt?“

„Seit wann ist ein Polizist ein Mensch?“ antwortet Michaud seelenruhig.

„Du bist ja irrsinnig! Weißt du denn nicht, was es bedeutet, so einen umzulegen?“

Er geht nicht darauf ein.

„Gib's denn keinen Kaffee bei dir?“ erkundigt er sich. „Das Bild in der Zeitung ist nicht gerade sehr schmeichelhaft, aber ziemlich ähnlich ist es leider“, meint er nach einem langen Blick auf sein Foto als Raubmörder. „Sag mal, hast du 'n Rasierapparat? Und auch — Wasserstoffsperoxyd?“

„Alles, was du willst — wenn du nur machst, daß du wegkommst!“

Wortlos zieht Michaud den Vorhang der Nische zu. Als er nach einer Weile zurückkommt, hat er sich den kleinen schwarzen Schnurrbart abrasiert und sich das dunkle Haar mit Wasserstoff gebleicht.

„Donnerwetter!“ ruft Arlette überrascht.

„Gefall' ich dir?“

„Du bist kaum wiederzuerkennen!“ staunt Arlette.

„Na, großartig! Dann kann man ja wohl mal ausgehen“, erklärt Michaud lachend.

Er geht auf sie zu und legt den Arm um ihre Schulter.

„Sag mal, wie heißt du eigentlich?“

„Arlette.“

„Ich bin dir sehr dankbar, Arlette, du hast mir sehr geholfen“, sagt Michaud und küßt sie. Arlette läßt es sich ohne Widerstreben gefallen.

★

Als Michaud gegangen ist, zieht sie sich eilig an, um zum „Regenbogen“ zur morgendlichen Probe zu gehen. So froh sie einerseits ist, daß sie Michaud losgeworden ist, die Begegnung klingt in ihr nach.

Auf der Probe ist sie heute morgen nicht recht konzentriert, und sie hat auch wenig Sinn für den Spaß, den es den Kolleginnen bereitet, als Direktor Albert der naiven Claude-Marie vor-macht, wie sie ihr Chanson wirksamer bringen kann.

In einer etwas bedrückten Stimmung geht sie anschließend wieder in ihre kleine Stammkneipe.

Wie gewöhnlich ist sofort einer der Burschen hinter ihr her. Aufdringlich ist er, wie sie es alle sind. Er behauptet, daß sie einander schon einmal kennengelernt haben.

Läßt auch nicht locker, als Arlette ihm spöttisch bedeutet, daß es nicht gerade von besonderem Einfallreichtum zeuge, wenn jemand sich auf diese Weise einzuführen versuche. Die alten Methoden seien immer noch die besten, meint er lachend.

Dann spielt er den Höflichen. Stellt sich sogar vor. Er heißt Philippe.

Da Arlette ihn beharrlich abzuwimmeln versucht, keine Zeit für ihn hat, ladet er sie zum Abendessen ein.

Abendessen? Nein, Arlette ist bereits mit ihrer Schwester zum Abendessen verabredet.

Auch damit wird sie Philippe nicht los. Dann also nachher, schlägt er vor.

Arlette entläßt ihn mit einer halben Verabredung, die nicht nein und nicht ja bedeutet, als Marie-Claude in die Kneipe kommt.

Aber Marie-Claude ist dieser Philippe trotzdem schon aufgefallen, so daß die beiden über ihn sprechen. Marie-Claude findet diesen Philippe riesig nett. Er gefällt ihr sichtlich. Nur diesen schrecklich auffälligen gelben Schlips müßte man ihm abgewöhnen, meint Marie-Claude lächelnd.

Am Abend, während der Vorstellung, gleich nach Arlettes Auftritt, kommt der Portier zu ihr in die Garderobe, um ihr zu sagen, daß draußen jemand auf sie warte.

„Irgendso ein Kerl. Ein Blonder.“

„Ein Kerl?“ fragt Arlette stirnrunzelnd.

„Nach dem Trinkgeld zu urteilen, das er mir gegeben hat, ist er für mich ein Kerl“, antwortete der Portier unwirsch.

(Fortsetzung folgt)

## WAHRE GESCHICHTEN

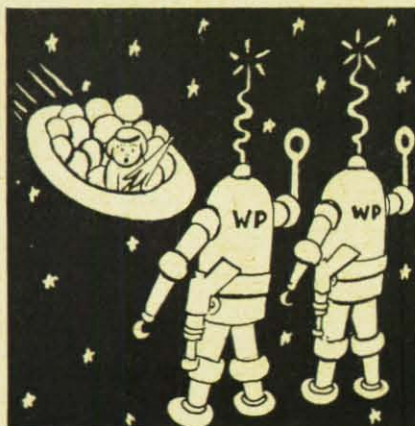
### Milchkind einer Wölfin

Pierre Soupault, Sohn eines Arztes und Student der Biologie an der Sorbonne in Paris, kehrte seit einiger Zeit zerstreut von den Vorlesungen in die elterliche Wohnung zurück. Er aß kaum, er lernte nicht, er schlief schlecht — ja, er wies sogar mehrmals den Besuch seines Freundes Chardroux wegen Kopfschmerzen ab. Seine Mutter fragte besorgt: Bist du krank? Soll dich Papa einmal untersuchen? Sein Vater lachte jedoch: Ach was — er ist verliebt! Und so war es denn auch. Marie Yvonne Volland, eine 20jährige Kommilitonin, hatte ihm den Kopf verdreht, denn sie war außergewöhnlich schön — von ganz anderer Schönheit als Pariser Mädchen sonst — und dazu ebenso klug, um von ihrem Charm zu schweigen. Pierre umwarb sie. Eines Tages nahm sie endlich seine Einladung zum Spaziergang im Bois an. Der Junge war glücklich. Freudestrahlend saß er wieder daheim am Tisch. War die Unterhaltung mit seinen Eltern bisher wortkarg, jetzt erzählte er wieder ausführlich von lustigen Begebenheiten in der Universität, von sonderbaren Erlebnissen seiner Freunde, von interessanter Lektüre. Sein Vater mußte sich schließlich revanchieren. Er gab einen Bericht zum besten, den er am Vormittag in einer medizinischen Fachzeitschrift, der „Presse médicale“ gelesen hatte. Eine Expedition, die vor Jahren in die Urwälder Paraguays vorstieß, um die Lebensgewohnheiten einer primitiven Indianerrasse zu studieren, fanden dabei ein sonderbares Geschöpf. Es sah wie ein etwa 2 Jahre altes Kind aus, lief aber behende wie ein Tier auf allen vieren davon und verkroch sich in einer Höhle. Der Leiter der Expedition verfolgte es, blickte in die Höhle hinein und erschrak. Eine Wölfin lag dort und das Kind saugte an ihren Zitzen. Der Wissenschaftler nahm das Kind — seine Indianereltern hatten es wahrscheinlich im Urwald ausgesetzt, und die Wölfin hatte es als ihr Junges aufgezogen — mit nach Frankreich und stellte mit ihm Versuche an. Schließlich erzog er es und adoptierte es. Er nannte das Kind Marie Yvonne. Er selbst aber hieß Volland, Professor Volland.

## GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres

6. Fortsetzung



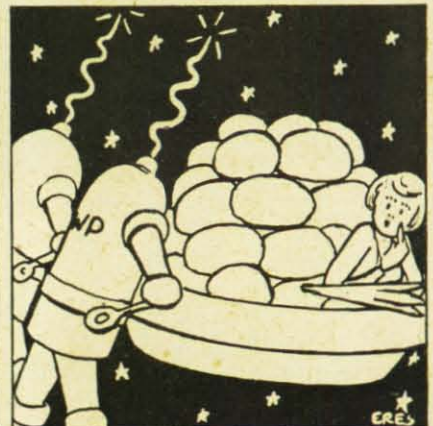
Weltraumpolizei greift ein Und verlangt den Führerschein.



„Steuerkarte, Nummernschild, Haftpflichtdeckung. Paß mit Bild?“



Alles das hat Gaby nicht, Tränen netzen ihr Gesicht.



Und sie hört: „So was wie Sie Sah der Weltraum noch nie!“



# Selbst urteilen!

Es spricht immerhin für das Niveau einer Zeitschrift, wenn sie mit ihrer bild- und textredaktionellen Leistung der ganzen Familie etwas zu sagen hat.

## Das Blaue Blatt

nimmt für sich in Anspruch, die zeitnahe FAMILIEN-ZEITSCHRIFT zu sein und eine Leserschaft zu vereinen, die ihr seit Jahrzehnten die Treue hält. Sie sollten sich selbst überzeugen

### PROBEHEFT:

Senden Sie mir frei und unverbindlich ein neueres Heft **Das Blaue Blatt**

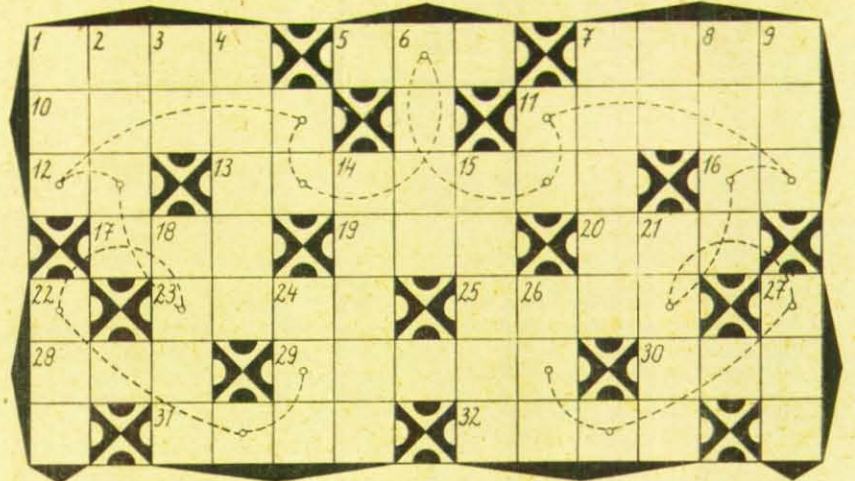
\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH  
München 13, Schellingstr. 39-41

### SPRUCH-KREUZWORTRATSEL



**Waagrecht:** 1. Fluß in Norditalien, 5. häufig, 7. Schaumwein, 10. italienische Exkönigin, 11. Kanzlei, 12. honoris causa (abgekürzt), 13. Wirkungen, 16. Auerochs, 17. natürlicher Zaun, 19. feierliches Gedicht, 20. Kielwasser, 23. großer Raum, 25. Brennstoff (Mehrzahl), 28. Abschiedsgruß, 29. Strom in Afrika, 30. Raubfisch, 31. Musikzeichen, 32. ohne Inhalt.

**Senkrecht:** 1. Rotwild, 2. Nordlandtier, 3. chemisches Zeichen für Neon, 4. See in Nordrußland, 6. Männerkurzname, 7. Geschmacksempfindung, 8. Gefäß, 9. Einfahrt, 14. dünnes Metall, 15. geometrischer Körper, 18. nordisches Göttergeschlecht, 21. Nadelloch, 22. Zeitspanne, 24. deutsche Vorsilbe, 26. Schweizer Flächenmaß, 27. bestimmter Artikel.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben von 29 an entlang der Strichlinie eine Sentenz.

### SILBENRATSEL 2

a — an — au — bend — ber — bo —  
chel — da — der — des — e — fen —  
gen — ge — ger — gra — he — her —  
kes — land — le — na — no — o —  
rei — rin — ro — rü — se — sel — stei —  
ten — throm — tu.

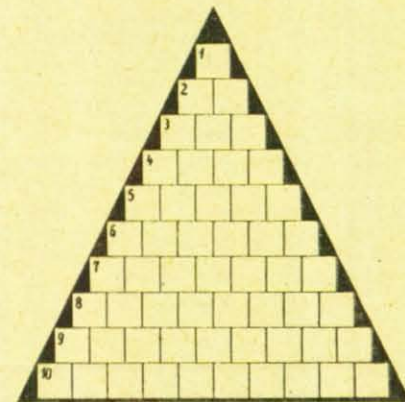
Aus diesen Silben sind 14 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren zweite und fünfte Buchstaben, nach abwärts gelesen, eine Wohlmeinung für den Alltag ergeben.

1. Ostseeinsel, 2. Tageszeit, 3. Gewürzpflanze, 4. Stadt in Spanien, 5. Zierpflanze, 6. biblischer Regent, 7. Landstrich in Böhmen, 8. Behälter, 9. Blutgefäßverstopfung, 10. Titel des japanischen Kaisers, 11. französischer Komponist (1782—1871), 12. Bergmann, 13. Storchenvogel, 14. Stadt in Italien.

### Allzu wirksam

In den USA sind jetzt neue Tabletten gegen Sonnenbrand herausgekommen. Ihre Wirkung ist einwandfrei, aber allzu stark. Sie verleiten dazu, übertrieben lange Sonnenbäder zu nehmen. Die Sonnenfanatiker erleiden dann Ohnmachtsanfälle und lang anhaltende Krämpfe. Der amerikanische Ärzteverband warnt vor zu ausgiebigem Gebrauch dieser Tabletten.

### PYRAMIDENRATSEL



In die Waagerechten sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen, die jeweils aus den umgestellten Buchstaben des vorhergehenden Wortes unter Hinzunahme eines neuen Buchstabens entstehen:

1. Vokal, 2. Nahrungsmittel, 3. Westeuropäer, 4. Lebewesen, 5. Wundsekret, 6. Sportart, 7. Halbblöde, 8. Bühnenwerk, 9. Pflirsichsorte, 10. Luftkurort in der Schweiz.

### SILBENRATSEL 1

a — at — bels — ber — bi — but — ce —  
chir — clo — de — der — di — do —  
ein — flo — für — frie — da — ge — gel —  
ger — graph — ho — i — in — ke — korb —  
kri — kus — kus — la — la — li — li —  
lith — man — ment — ne — ne — nek —  
ner — ni — o — o — pi — po — psi — ra —  
re — re — res — ri — ri — rich — rif —  
sa — san — sen — si — stei — stra — ta —  
ta — ta — u — ul — ur — thu — ti — tri —  
tri — u — u — ul — urg — tu — ti — zu.

Aus diesen Silben sind 22 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine wichtige Erkenntnis ergeben (ch = ein Buchstabe).

1. kurzlebiges Insekt, 2. Gegenstimme, heimlicher Groll, 3. weiblicher Vorname, 4. nähere Bestimmung eines Hauptwortes, 5. Gaukelei, 6. Dreisatzrechnung, 7. männlicher Vorname, 8. Pflirsichsorte, 9. Begründer einer deutschen Kurzschrift, 10. Mineral, 11. Zupfinstrument, 12. Lasurstein, 13. Hochschule, 14. Aufzugsvorrichtung im Bergbau, 15. Munde des Tanzes, 16. Teil der Kirche, 17. Wundarzt, 18. Brauch im Geschäftsverkehr, 19. Preisverzeichnis, 20. altiranischer Prophet und Religionsreformer, 21. Verfasser einer Lebensbeschreibung, 22. Rothäuter.

### Die Geheimformel

Ein zudringlicher Mensch hat Einstein einen ganzen Abend gelangweilt. Schließlich fällt ihm nichts Besseres ein, als den berühmten Physiker zu bitten, ihm in algebraischen Ausdrücken die Formel des Glücks aufzuschreiben.

Einstein nimmt ein Stück Papier und einen Bleistift und schreibt folgende Gleichung nieder:

$$a = x + y + z$$

Und er erläutert:

„a ist das Glück, x die Arbeit, y der Reichtum.“

„Und z?“ fragt der langweilige Gast.  
„Das ist das Schweigen“, antwortet Einstein.

### Rätsellösungen aus Nr. 5

**Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. Cor tez, 7. Oktave, 12. Heu, 13. Sumatra, 16. Kap, 17. Illis, 19. Ina, 20. Range, 22. Ebene, 23. Liane, 24. NL, 26. Tee, 28. an, 29. Taxe, 30. Werra, 31. Aula, 32. Ironie, 33. Bombay. — Senkrecht: 1. Chianli, 2. Oel, 3. Rute, 4. Essen, 5. zu, 6. San, 8. Karal, 9. Akne, 10. vag, 11. Epernay, 14. Miets, 15. Taler, 18. Ibsen, 21. Annam, 25. Lar, 27. Erz, 28. Ala.

**Magische Kreise:** 1. Petit, 2. Pelikan, 33. Timor, 4. Nikotin, 5. Tarif.

**Bandrätsel:** 1. Trubel, 2. Bandit, 3. Masern, 4. Kaluga, 5. artful, 6. Pascal, 7. Truben, 8. Ritzel, 9. Eleven, 10. Barbar, 11. Kanada, 12. modern. — Bundesluftschutzverband.

**ZB** Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter Ersch. 14täg. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 2 13 61  
Chefredakteur: Friedr. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Dr. Dora Bier. Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Telefon 5 71 94. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86. Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Z. Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstr. 4. Preis für 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26. Preis S 2.80 in Österreich. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.



# die kleine



## Modernes Australien

Die Arbeiter der Fleischwarenfabriken in Brisbane (Australien) wollen künftig Vieh, das aus dem Norden des Landes stammt, mittels Geiger-Zählern auf etwaige Strahlungsschäden hin kontrollieren. Sie haben den Argwohn, daß das Vieh durch die britischen Atombombenversuche radiologisch verändert sein könne.



## Die Störung

Arger mit ihrem Fernsehgerät hatten der Garagenbesitzer John Day und seine Frau Doris (nicht zu verwechseln mit der Filmschauspielerin gleichen Namens) in der ostenglischen Hafenstadt Lowestoft. Auf einmal ging der Ton zurück, und man vernahm die Sprechfunkmeldung von Feuerwehrleuten, die zu einer Brandlöschung unterwegs waren. Die Frau beklagte sich über die „albernen Störungen“ und wollte verärgert das Gerät abschalten. Da vernahm sie: „Das Feuer ist in John Days Tankstelle in der Clapham-Road.“ Das Ehepaar raste daraufhin auf die Straße hinaus, um nachzusehen. Man fand die wackeren Löscher bereits in voller Arbeit.



## Suggestion

Nervösen Menschen, abgearbeiteten Managern empfiehlt man, sich Goldfische zu halten. Es beruhigt ungemein, sich einige Minuten vor das Goldfischglas zu setzen und dem beschaulichen Gebahren der Fische zuzuschauen. Immer häufiger halten Ärzte in ihren Wartezimmern die beruhigenden Tiere.



## Rücksichtnahme

Die repräsentative Ärzte-Zeitschrift Englands rät dazu, Blumen zur Nacht aus den Krankenzimmern zu entfernen. Man denkt dabei weniger an das Wohl der Kranken als an das der Blumen, die durch die stickige Luft leiden könnten.

## Prompt

Fotozellen waren in ein Werk in der englischen Industriestadt Stockport überall eingebaut worden. Sie sollen bei Ausbruch eines Brandes automatisch die Feuerwehr alarmieren. Die kam denn auch schon am Tage nach Einbau der Anlage: die Fotozelle hatte auf ein brennendes Stück Toast in der Kantine reagiert. Bald darauf löste die Zigarre eines Direktors, dann die Pfeife eines Mechanikers wiederum Großalarm aus. Fotozellen sind eben sehr empfindlich.

## Made in USA

Amerikanische Wodkafabrikanten behaupten, daß der Wodka keine russische Erfindung sei. Schon die alten Indianer Perus hätten dieses Getränk destilliert. Die Wikinger lernten es kennen, als sie — schon vor Kolumbus — in Amerika landeten. Durch ihre Vermittlung sei der Wodka dann auch nach Rußland gekommen.

## Alarmierend

In Haverhill (Massachusetts) stand eine Frau vor Gericht, weil sie falschen Feueralarm gegeben hatte. Sie gab das Vergehen zu und begründete es folgendermaßen: „Ich wollte nur feststellen, ob ‚mein‘ Feuerwehrmann auch wirklich Dienst hatte. Er kam nicht zu unserer Verabredung — angeblich dienstlich verhindert.“

## Modernisierung

Alle Schiffsneubauten der amerikanischen Kriegsmarine werden bis Anfang des nächsten Jahrzehnts Atomantrieb haben, stellte Admiral Hyman G. Rickover, Leiter der Marineabteilung in der Atomenergie-Kommission, in Aussicht.

## Neue Berufskleidung

Einen nur eineinhalb Kilogramm schweren Schutzanzug für Chemiker,

die sich mit der Entwicklung oder Abfüllung von Raketentreibstoffen befassen, entwickelte eine Londoner Gesellschaft. Er besteht aus der vollsynthetischen Faser Terylene und besitzt noch eine besonders gut abdichtende Überzugsschicht. Diese leichte Schutzkleidung sichert gegen Raketen- und Düsentreibstoffe.

## „Entschärftes“ Wasser

Ein neuartiges Filter, das Trinkwasser, welches bis zur zehnfachen Menge der zulässigen Dosis Radioaktivität angenommen hat, wieder genießbar macht, gibt es jetzt in USA. William J. Lacy von der Ingenieurtruppe der amerikanischen Armee entwickelte dieses Hilfsmittel, das in 15—30 Minuten das Wasser „entschärft“.

## Friedliche Radioaktivität

Reserpin, aus der Rauwolfia-Wurzel gewonnen, ist zu einem geschätzten Heilmittel geworden. Doch hat man die Wirkungsweise dieses Alkaloids bisher nicht sehr weit aufklären können. Jetzt zieht man die Rauwolfia-Pflanzen in Treibhäusern, deren Luft radioaktives Kohlendioxid enthält. Aus dieser Atmosphäre nimmt die Pflanze das radioaktive Kohlenstoff-Isotop C-14 auf und baut es in das Reserpin-Molekül ein. Mit empfindlichen Meßgeräten kann man nun dessen Weg im menschlichen Körper verfolgen und seine Wirkweise klären.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine

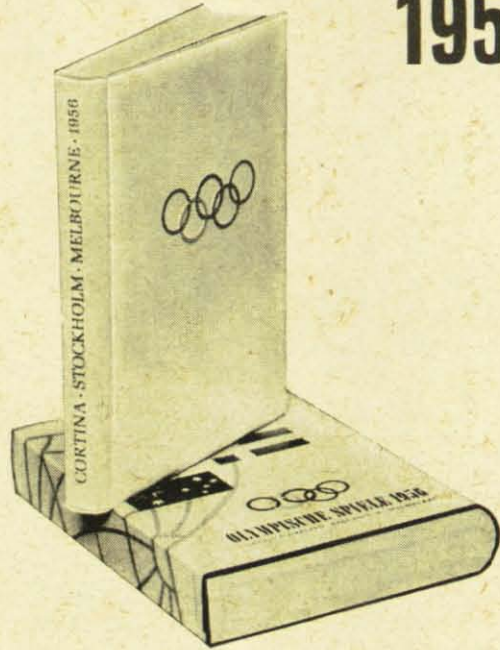


die kleine



# Olympische Spiele

# 1956



CORTINA  
STOCKHOLM  
MELBOURNE

Das große, umfassende Bild- und Textwerk von den VII. Olympischen Winterspielen und den XVI. Olympischen Sommerspielen

mit einem Geleitwort von Avery Brundage

Präsident des Internationalen Olympischen Comitees.

Herausgegeben von Harald Lechenperg  
im Copress-Verlag - München 13

Format: (Großformat) 19,5 x 27,5 cm

Umfang: 384 Seiten, davon 160 Seiten Bilder (mit über 300 Fotos) in Tiefdruck. Dazu 3 sechsfarbige herausklappbare Farbtafeln.

Einband: In weißer Plastikdecke, wattiert. Vorderseite mit fünffarbiger Applikation der Olympischen Ringe. Rücken-Goldprägung.

Kassette: In vierfarbiger künstlerischer Ausführung (auf Kromekote-Glanz-Kunstdruckpapier).

Preis DM 34.— In jeder guten Buchhandlung erhältlich!

COPRESS-VERLAG HOFFMANN & HESS  
MÜNCHEN 13

Gesamtherstellung:  
Münchner Buchgewerbehaus GmbH., München 13



# DER HUT

DAS LIEBLINGSKIND

DER FRÜHLINGSMODE



Fast immer heruntergezogen, wie bei diesem Modell, sind die Randpartien der Hüte, die uns der Frühling beschert hat.



Wie eine schöne Krone wirkt dieser Hut. Seine gerade Form erhält durch reiche Garnierung eine sehr elegante Note.

Man nehme — eine Anregung hier, ein bißchen Stimmung und Linie dort und forme sodann aus Stoffen, Filz und Stroh ein Gebilde, das zur Krönung unseres Erscheinungsbildes beitragen soll: den Hut!

Ein Hut kann ein Spiegelbild des täglichen Lebens. Immer aber muß er als Tüpfelchen auf dem i der Kleidung der Gutangelegenen den letzten „Pfiff“ geben. Wo lebt die Frau, die sich vom Rausch der Farben und Formen, der sich in einem Hute offenbart, nicht einfangen ließe? Es gibt sie nicht oder ganz selten. Fast jede tut mit bei diesem Spiel, weil sie sich darin bestätigt findet. Und auch der Mann

schaltet sich ein. Nicht nur, wenn es um seine eigene Kopfbedeckung geht. In den meisten Fällen ist ihm der Hut seiner Frau weitaus wichtiger. Nicht zuletzt auch deswegen, weil er ihn bezahlen muß.

Wieder bieten sich uns Hüte an, zahllose Hüte in Frühlingstrohen Formen und Farben. Sie sind aus verschiedenartigsten Strohstoffen, aus Wolle, Leinen und Seide gefertigt und schimmern vom hellsten Sahara-Beige bis zum Kokos-Braun, vor allem aber auch in Weiß. Sie alle aber präsentieren sich als sehr geglückte Einfälle der Mode, die zu einer der Kunstformen unserer Zeit gezählt werden muß.



Richtig „behütet“ für Spaziergänge in Sonne und Frühlingwind ist diese junge Dame. Sie trägt einen modischen Kostümhut aus weißem Stroh, dessen reiche Seidenstoffdrapierung sehr kleidsam ist. Ein Seidenschal in passender Farbe darf dazu nicht fehlen.



Dem Frühling zuliebe milderten sich die streng damenhaften Formen der Hüte. Sie thronen nicht mehr über den Augenbrauen, sondern lassen nunmehr die Stirn mindestens bis zur Hälfte frei. Sie dürfen sogar — kokett — ein wenig schräg aufgesetzt werden.



Auch „Er“, der Herr der Schöpfung, geht nicht leer aus. Zur Zierde seines Hauptes steht ihm ein weicher Klapprandhut in Olivfarbe zur Verfügung. Der Hut ist außerordentlich sportlich, macht jung und kann fast zu jedem Tagesanzug getragen werden.



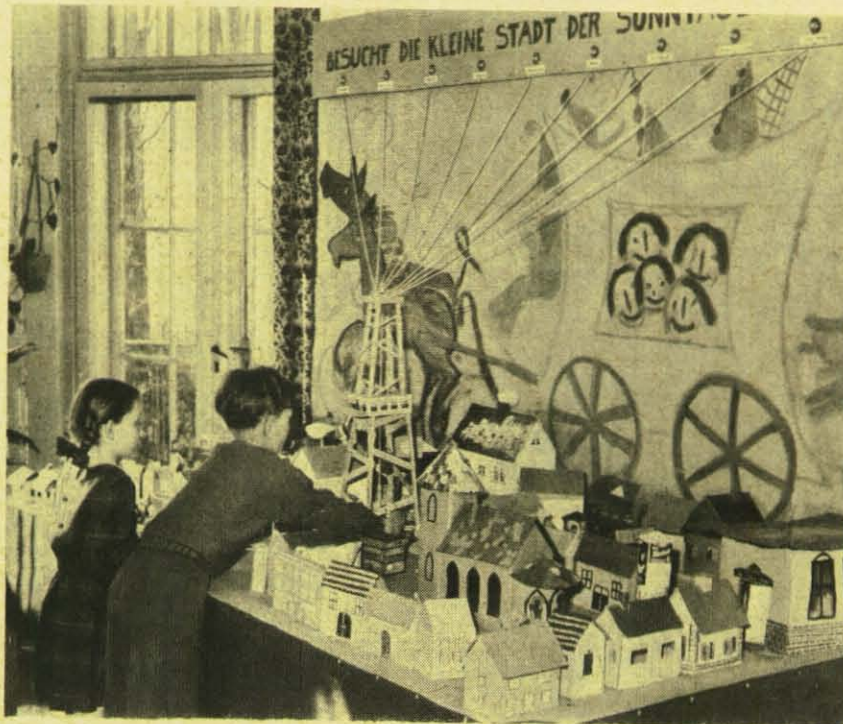
# KLINGENDES HAUS für Berliner Kinder

Ein kleines Häuschen am Wannsee, darin eine Schar glücklicher Kinder. Das ist das „Klingende Haus“ der Hauptstadt Berlin. Es ist Heim und Stätte musischer Bemühungen zugleich und bietet seinen Gästen, den Berliner Sonntagskindern vom Sender Freies Berlin, all das, was ihnen ein oft bescheidenes Zuhause nicht zu geben vermag.



**Kasperle-Theater** steht sehr hoch im Kurs. Extravorstellungen, nach dem Motto „Selbst ist der Mann“, gibt es am laufenden Band. Natürlich werden die Stücke selbst geschrieben, selbst auch Kompositionen vorgenommen, Puppenköpfe geschnitzt, Requisiten gebastelt und nicht zuletzt auch hübsche Kostüme geschmackvoll angefertigt.

In mehreren hundert Arbeitsstunden erbauten sich die Sonntagskinder eine eigene, kleine Stadt, für deren Besuch sie eifrig werben. Wenn auch der Funkturm etwas kurz geraten ist. Er vermag bis New York auszustrahlen — in der Phantasie der Kinder. Und das allein ist wichtig, nach Ansicht ihrer ehrenamtlichen Betreuer.



Eine Reiseecke mit Kartengrüßen aus aller Welt darf im „Klingenden Haus“, dessen langjährige Planung erst kürzlich verwirklicht werden konnte, nicht fehlen. Große und kleine Hörer schrieben diese Grüße, die bezeugen, daß der fröhlichen Schar des Berliner Kinderfunks auch auf Ferienreisen gedacht wird. Das bedeutet viel, schließt Lob und Anerkennung ein. Die Leiterin des Kinderfunks scheut daher keine Mühe, den Leistungsstand ihres kleinen Ensembles aufrechtzuerhalten. Sie und ihre Mitarbeiter treffen sich an jedem Nachmittag mit den Sonntagskindern im „Klingenden Haus“. Dann wird gebastelt, musiziert und geprobt. Die Kinder machen begeistert mit und beweisen damit, daß schöpferische Betätigung stärker als die Verlockung der Straßenspiele sein kann.



**Klein ist der Bub**, die Baßgeige groß, doch sauber der Ton. Der Steppke versteht sein Geschäft (oberes Bild) zumindest ebensogut wie die kleinen Sängerinnen, die hier mit Hingabe zusammen mit ihrer Lehrerin für eine Sendung üben. So gut wie bei der Probe klappt es dann später auch vor dem Mikrophon (Bild rechts).



Auch Schlaginstrumente sind bei den Kindern beliebt. Das beweisen die beiden Musikfreunde auf unserem Bilde. Schon lange weiß daher der kleine Mann, daß ein Triangel nichts mit einer Angel zu tun hat. Und die junge Dame hält es mit zündenden Rhythmen. Beide sind notenfest.



# SAMBA:



Guten Morgen, kleine Juanita! Barney begrüßt hier die drei Jahre alte Tochter des Hauses, die einen Morgenspaziergang unternommen hat. — Die große Kuhglocke an seinem Halse soll verhüten, daß fremde Jäger auf ihn schießen. Schließlich ist Barney doch ein Haustier!

## ELCH IM HAUS

Auch ein Elch kann seine Menschchen verlieren! Barney, der Jungelch auf unsern Bildern, hat es bewiesen. Auf der Landstraße 1 bei Clinton in British-Kolumbien lief er Mr. Mayfield in den Weg und schloß sich ihm an. Das Haus der Mayfields wurde so seine Heimat, das Familiensofa — Anfangs — seine Liegestatt. Heute ist Barney ein stattlicher Bulle und den Mayfields teuer, aber auch kostspielig. Vertilgt er doch täglich an die 26 Liter Milch, dazu Heu, Speck, Gebäck, Bier und auch manche Zigarette.



Ein kleiner Imbiß ist immer gut, auch wenn er löffelweise geboten wird. Darum versäumt es Barney nie, sich zur Feierabendstunde im engen Familienkreise einzufinden.



Um den Kinnbart geht unserm Barney hier die Hauskatze. Zum Beweise inniger Freundschaft leckt sie ihm die Buttermilchreste von seiner langen, überhängenden Oberlippe.



Klapse setzt es, wenn Barney sich in Georg Mayfields Jagd auf Niederwild einmischen will. Mit gestäubtem Widerrist und hängenden Ohren nimmt er das hin. Sonst aber ist er Vater und Sohn auf allen Pirschgängen willkommen und wird als stets guter Begleiter geschätzt.



Ein altes, afrikanisches Instrument sind diese Kalebassen in Verbindung mit Schlagholzbrettern. Seit Jahrhunderten machen die Eingeborenenstämme des schwarzen Erdteils Musik auf dieser Urform des Vibraphons. Die Früchte sind übrigens sehr leicht zerbrechlich und müssen deshalb beim Transport in Stroh gepackt werden. Mit einem dünnen Holz oder mit dem Finger werden sie angeschlagen und zum Klingen gebracht. Unser Bild zeigt ein Museumsstück.





# Heiße Töne aus kühlen Gurken

Was ist das: Es wächst im Urwald, klettert und rankt, die Blätter duften nach Moschus, die Früchte sind birnen- oder flaschenförmig, trocken und hölzern, schmecken nicht, aber machen Musik? Die Lösung ergibt ein Wort mit zehn Buchstaben.

Neger wüßten des Rätsels Lösung sofort. Neger kann man nämlich damit geradezu aus dem Urwald locken. Kalebassen — so heißen die birnenförmigen Früchte — sind in Afrika seit langem als Klangkörper bekannt.

Aber noch schärfer auf die Kalebassen sind die Südamerikaner. Ihre wilden Rhythmen sind ohne Kalebassen gar nicht denkbar. Die Frucht heißt dort Guria und das fertige Instrument Sapo Cubano. In deutschen Bars sagt man schlicht und einfach Sambagurken. Urwaldbewohner machen von altersher Flüssigkeitsbehälter aus diesen Früchten. Und eine Hamburger Firma Musikinstrumente.

So kam es dazu: Musiker brachten so ein Ding 1950 aus Mittelamerika mit. So viel Klang fand allgemeinen Anklang. Die Nachfrage stieg von Tag zu Tag. Da sah sich die Musikindustrie gezwungen, in Südamerika solche Kalebassen zu bestellen.

Den Kubanern gefielen diese Sambagurken in deutscher Verarbeitung so gut, daß sie nur noch solche Instrumente aus Hamburg haben wollten. Und es entstand folgender merkwürdige Handel: Die Kubaner schicken Kalebassen mit der Aufschrift „Cuba!“ und kaufen dann die gleichen Kalebassen, bemalt und behandelt mit dem Stempel „Made in Germany“ hocheifrig zurück.



**In den Kellerlokalen**, ob in Paris oder Berlin, ob in London oder München, sind die Sambagurken „zu Hause“. Aber auch bei Kapellen, die in vornehmen Hotels zur Unterhaltung der Gäste spielen, bringen sie Tag für Tag unzählige Menschen in Schwung. Außer den Sambagurken gibt es noch die Maracas, die klein und kugelförmig sind. Sie finden häufig als Rumba-rasseln Verwendung. — Um möglichst echt zu wirken, haben sich die Musiker bei dieser Nummer große Sombreros aufgesetzt. Eigentlich dienen diese Hüte ja zum Schutz gegen Hitze. Aber sie sind hier nicht fehl am Platze, denn wo südamerikanische Musik ertönt, geht es heiß zu!



**Bei einem Tanzturnier** wurde dieser Schnappschuß geblitzt. Nach der altbekannten Melodie „Maria aus Bahia“ tanzt eines der Paare, die das Glück hatten, in die Endrunde zu kommen. Natürlich bestimmten auch hier die Sambagurken den Rhythmus.



**Diese jungen Damen**, die seit einigen Jahren mit der Bearbeitung von kubanischen Kalebassen beschäftigt sind, wollen die Instrumente auch einmal ausprobieren. Schließlich will man wissen, wozu die Dinger benutzt werden, die einem da täglich durch die Hände gehen. Aber die Enttäuschung ist groß! Klopft man an die Schale, so ertönt nur ein heller Ton. Streicht man mit einem Holz über die Einkerbungen, so entsteht ein rassendes Geräusch. Wenn das aber Musik sein soll! Dann noch lieber „das alte Försterhaus“!



**Die besten Kalebassisten** sind die Kubaner. Sie haben den südamerikanischen Rhythmus im Blut, den sich mancher europäische Musiker erst aneignen muß. Überall wo sie auftreten, ob in ihrem Heimatland oder auf ihren Auslandstourneen, finden sie begeisterte Zuhörer. Aber auch diese Meister würden den Sambagurken nur einzelne Töne und ein schnarrendes Geräusch entlocken, wenn sie es wie die jungen Damen auf dem Nebenbild machen würden. Die Kalebasse ist ein reines Rhythmus-Instrument in der Kapelle.

**Mit vollen Backen** bläst sich der Posaunist fast die Lunge aus dem Leib. In dem niedrigen, gewölbten Raum dröhnt die Musik, und die Begleitung der Sambagurken und Rumba-rasseln wirkt hier fast wie Gepolter. Aber: „Je lauter, heißer und ausgelassener, desto lieber“, ist die Parole der einen. Die anderen halten es mit Wilhelm Busch, der schon früh erkannte: „Musik wird störend oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden.“ Aber wir wollen weder den Jazz-Fanatikern noch den Geräuschempfindlichen zu nahe treten. Beiden sei ihre „Lebensart“ von Herzen gegönnt.

**Die erste Arbeit** an den frisch eingetroffenen Kalebassen ist das Einschneiden der viereckigen Öffnung. Durch sie wird der Hohlraum zum Resonanzboden. Dann müssen die Früchte zunächst trocknen, um ihnen die richtige Klangfarbe zu verleihen. Aber was der Ton für das Ohr ist, ist die Farbe fürs Auge. Deshalb werden die Kalebassen anschließend mit grellen Farben bemalt, die dem südländischen Rhythmus der Musik entsprechen, für die sie verwendet werden. Die Töne, die man den Kalebassen entlockt, sind so kräftig und durchdringend, daß sie alle anderen Instrumente einer Kapelle mit Leichtigkeit übertönen. Die volle Wirkung erreichen sie jedoch nur im Zusammenklang.





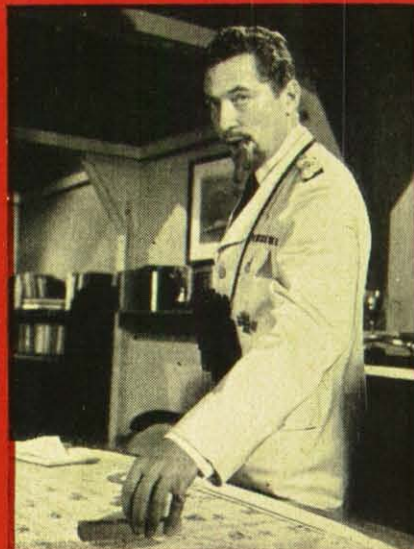
# DIE WÖLFE VON ROUEN



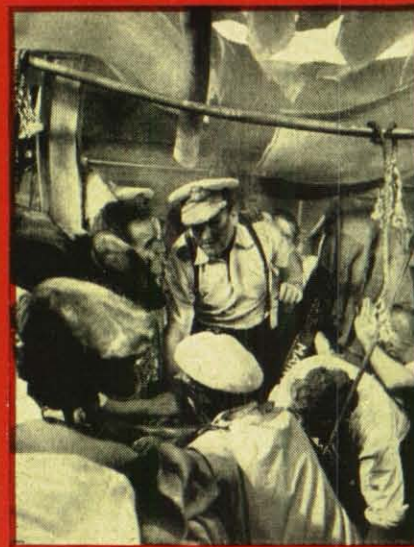
Foto: Pallas-Film



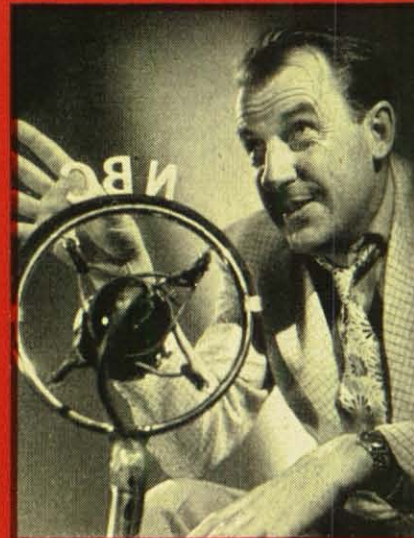
Hinter den Docks des Hafengeländes von Rouen in einem verlassenen Bunker hat eine Bande Halbwüchsiger ihr Hauptquartier eingerichtet. Hier hausen sie, etwa zehn junge Leute, unter der Leitung von René, ihrem Chef, einem 19jährigen Burschen. Alle suchen sie in der fragwürdigen Gemeinschaft das fehlende Familienleben. Es ist eine Flucht aus ihren engen, schmutzigen Wohnungen. Die Bande lebt vom Handel mit geschmuggelten Zigaretten und Spirituosen, die der Besitzer eines berühmten Lokals weiterverkauft. Dédé, ein offenes, frisches Mädchen (Marina Vlady), muß den Weg einer tiefen Demütigung gehen und für die Untaten der anderen büßen. Durch den Verrat eines ihrer Kumpane nimmt ein Zigeunerstamm an dem unschuldigen Mädchen eine äußerst grausame Rache.



PETER FINCH spielt die dramatische Rolle des deutschen Kapitäns zur See Hans Langsdorff, des Kommandanten des Panzerschiffs „Graf Spee“. In dem neuen englischen Film über den Schiffsuntergang, der nach authentischen Berichten gedreht wurde, bleibt der deutsche Offizier der humane und großherzige „Gentleman“, der er in Wirklichkeit immer war.



ERREGENDE SZENEN spielen sich auf der „Graf Spee“ ab. Viele britische Gefangene befinden sich an Bord des deutschen Schlachtschiffes. Unter ihnen Kapitän Dove (Bernard Lee). Wie durch ein Wunder sind die Engländer bei einem Volltreffer, den das Schiff von britischen Einheiten erhielt, mit dem Leben davongekommen. Aber viele wurden verwundet.



ÜBER DEN RUNDFUNK erlebte damals die ganze Welt die letzten Stunden des deutschen Panzerschiffes mit. Der amerikanische Rundfunkkommentator Mike Fowler war es, der die sensationellen Berichte über die Seeschlacht in den Äther sprach. Im Film spielt der kanadische Schauspieler Lionel Murton diese packende Rolle. - Fotos: J. A. RANK-Film.

**PANZERSCHIFF  
GRAF SPEE**